
Geschichte und Kultur

Der Ostalbkreis in der Vor- und Frühgeschichte*

von Bernhard Hildebrand

Das Gebiet des heutigen Ostalbkreises ist aus archäologischer Sicht eine der interessantesten Landschaften in Baden-Württemberg, sowohl was die naturräumlichen Voraussetzungen betrifft, als auch den Fundreichtum aus fast allen vor- und frühgeschichtlichen Epochen. Bestätigt wird dies durch die Ergebnisse von über 100 Jahren archäologischer Forschung, und auch die jüngste Vergangenheit erbrachte mehr als nur regional bedeutende Entdeckungen. So kann im Rahmen einer Kreisbeschreibung nur ein Überblick gegeben werden und – aus der dafür erstmalig entstandenen Kartierung der Fundstellen – einige neue Aspekte für die Besiedlungsgeschichte des Ostalbkreises aufgezeigt werden.

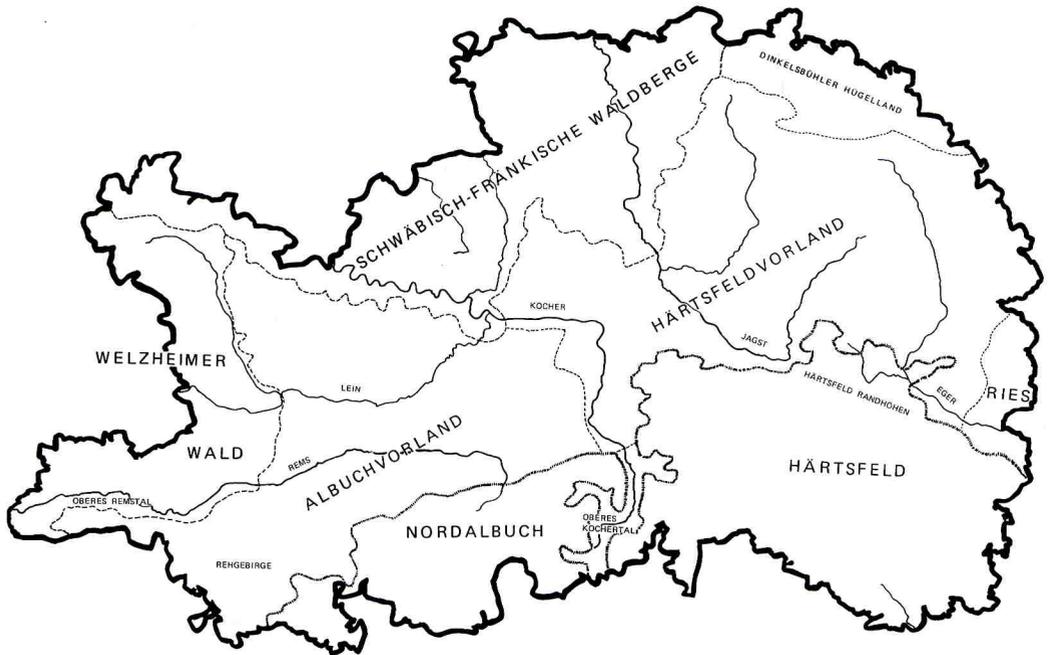
Die natürlichen Voraussetzungen

Der besonders bei der Werbung für den Fremdenverkehr oft zitierte Dreiklang der Landschaften im Ostalbkreis ist auch für die Besiedlungsgeschichte und damit für die archäologische Forschung von besonderem Interesse. Das Gebiet des heutigen Landkreises bietet mit seinen drei Landschaftsräumen

einen Ausschnitt aus dem Südwestdeutschen Schichtstufenland, dessen höchste Stufe die Hochfläche der Schwäbischen Alb im Süden des Kreises bildet. Das Kocher-Brenztal gliedert mit seinem tiefen Einschnitt den Albkörper in zwei Teile, den Albuch im Westen und das Härtsfeld im Osten. Diese Zweiteilung wird auch für die naturräumliche Gliederung des anschließenden Albvorlandes benützt. Korrekt bezeichnet als das Vorland der östlichen Schwäbischen Alb, gliedert sich dieser streifenartige Naturraum in das Albuch- und Härtsfeldvorland, beide wieder mit zahlreichen Untereinheiten, die aber nur zum Teil alte Landschaftsnamen tragen, wie z. B. das Rehgebirge oder das Welland. In Ermangelung alter Namen wurden für die naturräumliche Gliederung zahlreiche neue Bezeichnungen geschaffen, die sich aber wegen ihrer komplexen Namen im Sprachgebrauch bislang nicht durchgesetzt haben. Als Beispiele seien hier nur die Bezeichnungen „Liasplatten über Rems und Lein“ für die Gegend zwischen Rems- und Kochertal und „Pfahlheim-Rattstädter-Liasplatten“ für das Gebiet östlich von Ellwangen bis zur Kreisgrenze genannt.

Auch die Bezeichnung „Schwäbischer Wald“ für den dritten, anschließenden Naturraum der Keuperwaldberge ist neuzeitlich und wird

* In memoriam Bernhard Josef Hildebrand (1922–1987)



18 Die wichtigsten Naturräume im Ostalbkreis

wiederum besonders gern für die Fremdenverkehrswerbung eingesetzt, wurde aber auch schon des öfteren kritisiert, weil sich dieses heute noch immer relativ geschlossene Waldgebiet auch noch weit ins Fränkische hinein fortsetzt und sich die heutigen politischen Grenzen nicht genau mit der alten Stammesgrenze decken. Allerdings liegt nur ein verschwindend geringer Teil des Kreisgebiets bei Rosenberg und bei Gschwend jenseits der schwäbisch-fränkischen Sprachgrenze, so daß die Bezeichnung Schwäbischer Wald zumindest für die Gegend um Gschwend als durchaus gerechtfertigt erscheint. Für das Waldgebiet um Ellwangen gibt es eine alte Bezeichnung, die leider heute ziemlich uneinheitlich gebraucht wird. Gemeint ist der Virngrund, dessen alte Grenzen seit einer im Jahr 1024 ausgestellten Urkunde bekannt sind. Kaiser Heinrich II. bestätigt darin dem Kloster Ell-

wangen die Rechte an dem viel älteren Bannforst „Silva Virigunda“, der sich von Sulzbach am Kocher bis nach Stödtlen erstreckte. Damit reichte dieses große Waldgebiet im Osten noch in die „Pfahlheim-Rattstätter-Liasplatten“ hinein, deshalb hat sich der Name auf die heute gebräuchliche naturräumliche Gliederung nicht niedergeschlagen, und die Waldberge um Ellwangen werden heute etwas schlichter als „Ellwanger Berge“ bezeichnet. Trotzdem wird es interessant sein, ob sich die Grenzen dieses alten Waldgebietes auch anhand der Verbreitung der archäologischen Funde nachvollziehen lassen und ob der Virngrund, wie schon verschiedentlich behauptet, erst recht spät besiedelt worden ist.

Wie kurz dargestellt, bietet bereits die Bezeichnung der Landschaftsräume im Landkreis mit ihren Unterschieden zwischen geologisch und vegetationskundlich genau defi-

nierten Naturräumen und den alten und neuen Landschaftsbezeichnungen eine gewisse Sprachverwirrung, die für unser eigentliches Thema aber nicht relevant ist. Deswegen werden im folgenden der Einfachheit halber die verschiedenen Landschaften und ihr archäologischer Fundbestand in fünf Bereiche eingeteilt, die den großen Naturräumen entsprechen: Albuch und Härtsfeld als Teile der Schwäbischen Alb, Albuchvorland als das westliche Albvorland einschließlich dem Welland, Härtsfeldvorland als das östliche Vorland der Schwäbischen Alb bis zum Ries und Keuperwaldberge für die großen Waldgebiete vom Welzheimer Wald bis zu den Ellwanger Bergen. Darüber hinaus hat das Kreisgebiet noch kleine Anteile am Ries und am Dinkelsbühler Hügelland bei Stödtlen und Wört.

Die drei großen Naturräume mit ihren beschriebenen Untereinheiten unterscheiden sich indes nicht nur geologisch, klimatisch und vegetationskundlich – das Härtsfeld ist zum Beispiel wegen seiner höheren Lage im Jahresdurchschnitt um einiges kälter und hat deswegen kürzere Vegetationsperioden –, darüber hinaus bieten sie für Bodendenkmale und ihre Erhaltung gänzlich andere Voraussetzungen. Was die im Boden verborgenen Funde betrifft, bietet das Albvorland mit seinem großen Anteil an landwirtschaftlich genutzten Flächen ideale Fundvoraussetzungen, auf der anderen Seite aber auch durch die jahrhundertelange Beackerung die denkbar schlechtesten Erhaltungsbedingungen für einstmals oberirdische Bodendenkmale wie z. B. Grabhügel. Diese haben sich wiederum recht gut in den großen Waldgebieten wie auf dem Härtsfeld erhalten. Für solche Bodendenkmale und ihre Erhaltung sollten theoretisch die Keuperwaldberge mit ihren großen geschlossenen Waldgebieten die besten Voraussetzungen bieten. Diese verschiedenen Erhaltungsbedingungen werden bei der Beurtei-

lung der Verbreitungskarten der verschiedenen Epochen genau so zu beachten sein wie ein weiterer, durch die Geographie vorgegebener Faktor: die verkehrstechnische Lage der Landschaften.

Hier ist die Geschichte des Ostalbkreises bis in die Neuzeit im wesentlichen geprägt durch zwei wichtige, natürlich vorgegebene Verkehrswege, die sich in Aalen kreuzen. Da ist zunächst der wohl bequemste Albübergang weit und breit, durch das Kocher-Brenz-Tal in Süd-Nord-Richtung von der Donau her in die Aalener Bucht und seine Verlängerung durch das Jagsttal über Ellwangen nach Norden zum Main und dann die nicht minder wichtige West-Ost-Verbindung vom mittleren Neckarraum durch das Remstal über Schwäbisch Gmünd nach Aalen und von hier aus weiter immer am Albtrauf entlang durch das obere Jagsttal und das Egertal ins Nördlinger Ries. Gerade diese West-Ost-Verbindung ist ein sehr bequemer Fernweg vom Neckar zur Donau, die einzig nennenswerte Steigung die hier im Kreisgebiet zu bewältigen ist, bildet die Röttinger Höhe bei Lauchheim. Beide Fernwege werden seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Eisenbahnlinien markiert und waren sicher schon in der Vorgeschichte viel begangene Wege.

Eine weitere wichtige natürliche Vorgabe bieten schließlich die Bodenschätze der Alb, die durch die neuesten Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes wieder in das Interesse gerückt sind: ausgedehnte und oberflächige Bohnerzvorkommen auf der Schwäbischen Alb und das nur bergmännisch zu gewinnende Stufen erz des Braunen Jura, vor allem in der Aalener Bucht. Während sich für die Bohnerzlagerstätten auf dem Albuch schon eine vorge-schichtliche Nutzung abzuzeichnen scheint, ist trotz gegensätzlicher Behauptungen in der Literatur ein regelrechter Bergbau nach Stufen erz bislang erst für das hohe Mittelalter an-

zunehmen. Trotzdem sind die Bohnerzvorkommen sowie der für die weitere Verarbeitung notwendige Holzreichtum der Gegend sicher auch ein Faktor, der für die vorgeschichtliche Besiedlung ins Gewicht fällt, vor allem für die Besiedlung des Albuchs und des Härtsfeldes. Im Vergleich mit Bodenqualität, verkehrstechnischer Lage und natürlichen Vegetationsbedingungen sind die Erzvorkommen beim derzeitigen Forschungsstand für die frühe Besiedlung der Ostalb allerdings eher zweitrangig.

Eiszeitjäger auf der Ostalb

Der älteste Fund, der die Anwesenheit des Urmenschen im Gebiet des heutigen Ostalbkreises belegt, ist der etwa 100 000 Jahre alte Faustkeil von Iggingen. Für uns ein unvorstellbares Alter, gemessen an der langen Entwicklungsgeschichte des Urmenschen, die mit dem *Homo erectus* vor etwa 1,3 Millionen Jahren in Afrika beginnt, jedoch ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum. Nach den neuesten Erkenntnissen kamen aus Afrika in mehreren Einwanderungswellen die Urmenschen vor einer Million Jahren nach Europa. Die ältesten Spuren menschlicher Tätigkeit stammen aus Frankreich und sind zunächst noch sehr primitive Steinwerkzeuge. Dort in Frankreich beginnt auch die Urgeschichtsforschung mit mehreren Höhlenfunden und von dort stammt auch die chronologische Abfolge der altsteinzeitlichen Entwicklung.

So sind die Stufen dieser Werkzeugentwicklung, der Urgeschichtsforscher bezeichnet sie als Technokomplexe, auch nach den französischen Fundorten benannt, deren Bezeichnung genau so für Süddeutschland Gültigkeit haben. Danach datiert der Faustkeil von Iggingen in das sog. Micoquien, in die Zeit vor etwa 100 000 Jahren.

Bereits vom *Homo sapiens*, unserem direkten

Vorfahren, sind die Steinwerkzeuge aus der Kleinen Scheuer im Rosenstein, sie gehören zeitlich in das Aurignacien und das Magdalénien, beides Stufen des jüngeren Abschnitts (Jungpaläolithikum) der Altsteinzeit. Dem Magdalénien zugerechnet wird auch das älteste Kunstwerk aus dem Landkreis, das ebenfalls aus der Höhle Kleine Scheuer stammt, ein kleiner Anhänger aus Gagat in Form einer Larve. Iggingen und der Rosenstein sind die bislang einzigen Nachweise altsteinzeitlicher Jäger im Landkreis. Daß unsere Gegend aber zweifellos zu ihrem Jagdrevier gehörte, beweisen die Höhlenfunde aus den Ofnethöhlen, nur wenige Meter außerhalb der Kreisgrenze bei Utzmemmingen, und die berühmten Funde aus den Höhlen im Lonetal im Landkreis Heidenheim.

Über die Lebensbedingungen und die Umwelt der Steinzeitjäger ist man heute in groben Zügen informiert. Die Schwäbische Alb war damals eine kalte Steppenlandschaft mit wenig Holzbewuchs. Die Menschen lebten hauptsächlich von der Jagd auf die Herdentiere Wildpferd, Rentier, Nashorn und Mammut, die Nahrung und Felle lieferten. Siedlungen in unserem heutigen Sinne gab es noch nicht und auch die Höhlen waren nicht dauernd bewohnt, sondern wurden vielmehr von Zeit zu Zeit als Jagdlager aufgesucht.

Im letzten Teil der Altsteinzeit ändern sich dann die genannten Lebensbedingungen radikal, und die Urgeschichtsforschung berichtet von einer klimatischen Änderung, die für Mensch und Tier damals einer Umweltkatastrophe gleichkam: Ab etwa 11 000 v. Chr. kommt es am Ende der Eiszeit zu einer relativ schnell einsetzenden Wiedererwärmung. Der Wald ergreift wieder Besitz von der Schwäbischen Alb, überwuchert die vorher offenen Landschaften und nimmt damit den Rentierherden den Lebensraum, die vermutlich nach Norden in für sie günstigere Landstriche ab-

Tabelle 1: Zeittafel mit den im Text verwendeten Bezeichnungen

911	Hohes Mittelalter			
843	Frühes	Ostfrankenreich		
714	Mittelalter	Karolingerzeit		
482		Merowingerzeit		
260	Völkerwanderungszeit			
150	Römische	Vorderer Limes		
85	Kaiserzeit	Alblimes		
15 v. Chr.		Donaulimes		
		Eroberung des Voralpenlandes		
130 v. Chr. -			Spätlatènezeit	D
		Latènezeit	Mittellatènezeit	C
	Eisen-		Frühlatènezeit	B
				A
450 v. Chr. -			Späte Hallstattzeit	D
	zeit	Hallstattzeit	Mittlere Hallstattzeit	C
750 v. Chr.			Jüngere Urnenfelderzeit	B
	Bronze-	Urnenfelderzeit	Ältere Urnenfelderzeit	A
1200 v. Chr. -			Späte Bronzezeit	D
	zeit		Mittlere Bronzezeit	C
				B
1500 v. Chr. -			Frühere Bronzezeit	A
2000 v. Chr.				
5600 v. Chr. -	Stein-	Jungsteinzeit (Neolithikum)		
		Mittelsteinzeit (Mesolithikum)		
8000 v. Chr. -	zeit	Altsteinzeit (Paläolithikum)		

wandern. Neue Tierarten breiten sich jetzt aus wie Reh und Hirsch, die vom Steinzeitmenschen eine völlige Umstellung seiner Jagdgewohnheiten verlangen. Der Mensch war vor-

her an die Herdenjagd gewöhnt und mußte jetzt die wesentlich schwierigere Einzeljagd erlernen. Allerdings haben sich nach dem Fundbild dieses letzten Abschnitts der Alt-

steinzeit nur wenige den neuen Gegebenheiten angepaßt, die meisten werden den großen Herden nach Norden gefolgt sein. Jedenfalls erbrachte die Schwäbische Alb bisher nur sehr wenige kleine Jagdlager aus dieser Epoche.

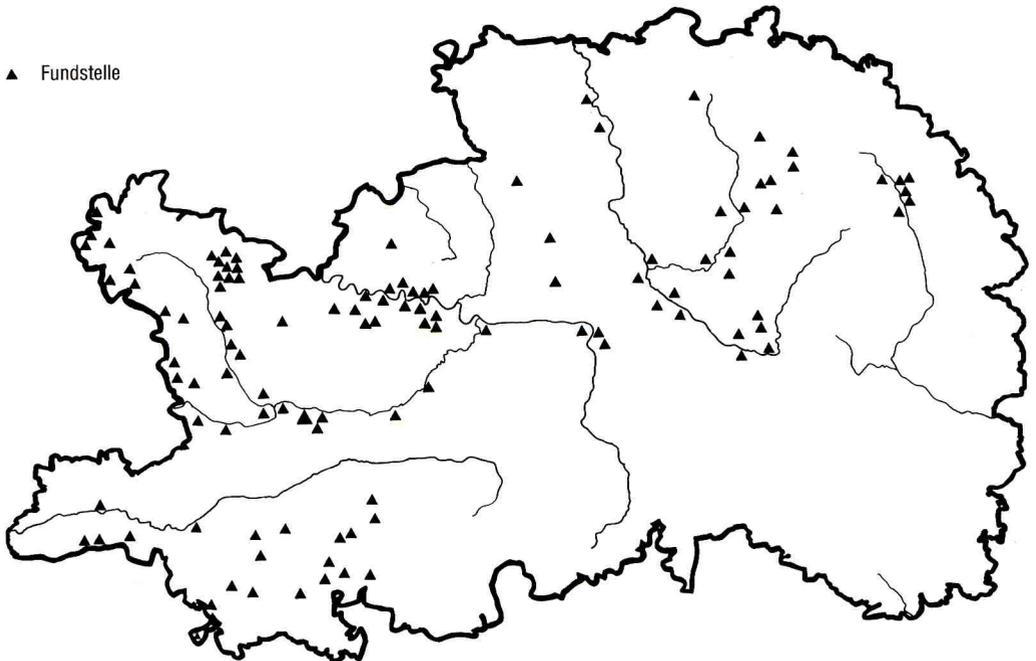
Die Mittelsteinzeit

Lohnte sich für die Altsteinzeit eine Kartierung der wenigen Fundstellen nicht, so ändert sich dieses Bild schlagartig mit dem Beginn der Mittelsteinzeit um das Jahr 8000 v. Chr., und erst jetzt kann man zu Recht von der Anwesenheit größerer Gruppen der Steinzeitjäger sprechen.

Der Mensch dieser Epoche begegnet uns dann auch als den neuen Umweltbedingungen perfekt angepaßt. Die typischen Funde der Mittelsteinzeit sind sog. Mikrolithen, kleine und kleinste Splitter aus Feuerstein, die als Schnei-

den oder Spitzen in die Jagdwaffen, d. h. in die Pfeile und Speere aus Holz eingesetzt wurden. Der Trend zur Verkleinerung der Waffen und Werkzeuge hatte bereits im letzten Teil der Altsteinzeit eingesetzt und wird im Verlauf der Mittelsteinzeit sogar noch stärker. Dieser Umgang mit dem Rohmaterial Feuerstein beweist zwar ein erhebliches Können der damaligen Menschen, ohne einen triftigen Grund aber werden sie von den altbewährten und kunstvoll gearbeiteten größeren Waffen nicht abgekommen sein. Die Urgeschichtsforschung bietet dafür eine einleuchtende Erklärung: Durch die nun wesentlich stärkere Vegetation waren die Bodenaufschlüsse, die seither den Feuerstein in großen Mengen geliefert hatten, zugewachsen und damit war das Rohmaterial für Waffen und Werkzeuge einer deutlichen Verknappung unterworfen. Daß aber immer noch genügend Feuerstein

▲ Fundstelle

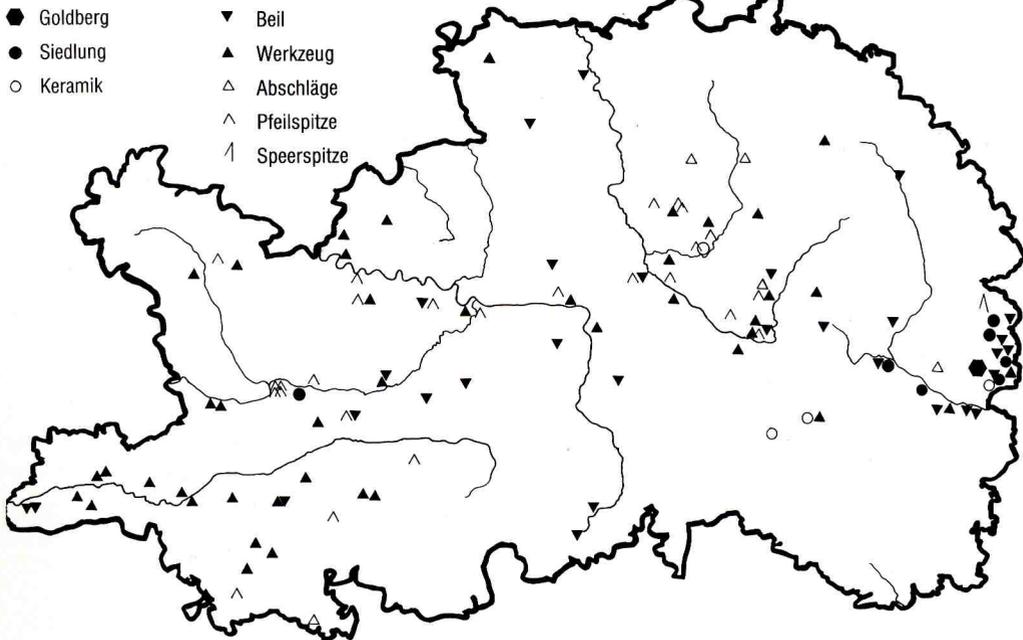


19 Mittelsteinzeitliche Funde im Ostalbkreis

vorhanden war, beweisen nicht weniger als 116 Fundstellen allein im Ostalbkreis, auf denen Geräte dieser Epoche angetroffen wurden. Die Palette reicht dabei vom Einzelfund einiger Abschläge, die bei der Bearbeitung der Feuersteinknollen entstanden waren, bis hin zur ergiebigsten Fundstelle im Ostalbkreis, die immerhin nach den Fundberichten aus Baden-Württemberg über 5700 Fundstücke erbrachte. Vor allem die letzten Jahrzehnte brachten hier durch die Aktivitäten einiger weniger Sammler eine zahlenmäßig beachtliche Zunahme an Fundstellen; Die Kartierung zeigt allerdings noch kein schlüssiges Gesamtbild. Die Fundstellen streuen praktisch über das ganze Kreisgebiet mit einer deutlichen Massierung auf den Höhen zwischen Kocher und Rems. Aus dem ehemaligen Virngrund um Ellwangen sind bisher recht wenig, vom Albuch und Härtsfeld gar

keine Funde bekannt geworden. Die Fundleere auf der Albhochfläche dürfte jedoch mehr am Forschungsstand liegen, da es wenig einsichtig ist, daß das Rehgebirge südlich von Schwäbisch Gmünd und der Virngrund um Ellwangen zum Revier der mittelsteinzeitlichen Jäger und Sammler gehörte, die Alb mit ihren immer noch attraktiven Höhlen jedoch nicht.

Eine der bekanntesten Höhlen wurde in der Mittelsteinzeit sicher aufgesucht: die schon erwähnte Ofnethöhle bei Utzmemmingen, die für die Mittelsteinzeit einen sensationellen Befund erbrachte. Nach den neuesten C-14-Daten gehören, wie der Ausgräber schon anhand der Beifunde vermutete, die berühmten Schädelbestattungen am Höhleneingang in diese Epoche. Es sind die ersten regelrechten Bestattungen überhaupt, die hier angetroffen wurden.



20 Funde der Jungsteinzeit im Ostalbkreis

Die ersten Bauern

Um einiges früher als bisher angenommen, beginnt nach den neuesten Datierungen bereits im 6. Jahrtausend v. Chr. die Einwanderung der ersten Bauern in Süddeutschland. Sie bringen eine neue Lebensweise und viele neue Techniken mit, die alle im sog. „Fruchtbaren Halbmond“ in Kleinasien entstanden sind und auf dem Weg über die Donauländer zu uns gelangten.

Die relativ schnelle Ausbreitung sowie die über weite Gebiete sehr einheitliche materielle Kultur rechtfertigen es, von Einwanderern zu sprechen, die auch hier im Ostalbraum auf die „einheimischen“ Jäger und Sammler getroffen sein müssen. Wie sich allerdings der Kontakt zwischen den so unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ausgewirkt hat, ist bis heute unklar. Eine Hypothese wäre die ziemlich schnelle Assimilierung der zahlenmäßig weit aus unterlegenen Jäger und Sammler, die andere Möglichkeit bildet die Verdrängung der bisherigen Bevölkerung. Immerhin setzen aber die vielen mesolithischen Fundstellen eine relativ starke Population voraus, und von den neuen Einwanderern, den Bandkeramikern, ist bekannt, daß sie sich bevorzugt nur auf den fruchtbaren Lößflächen wie im Neckarland oder auch im Nördlinger Ries niedergelassen haben. Damit ergeben sich, betrachtet man sich die Verbreitungskarte der mittelsteinzeitlichen Fundstellen, schon theoretisch zwei ganz voneinander abgegrenzte Lebensräume: die neuen Bauern auf den fruchtbaren Böden im Ries und die Jäger und Sammler in den immer noch ausgedehnten Wäldern der Ostalb, des Albvorlandes und des Keuperberglandes.

Unter diesen Vorgaben erscheint eine Kartierung der neolithischen Fundstellen im Ostalbkreis besonders interessant, sie stehen auch mit über 100 Fundmeldungen hinter den mit-

telsteinzeitlichen kaum zurück. Überraschend ist allerdings ihre Verbreitung: Sie ist im großen und ganzen die gleiche wie in der vorhergehenden Mittelsteinzeit, nur daß jetzt zum ersten Mal einige wenige Fundpunkte auf dem Härtsfeld erscheinen. Etwas klarer wird das Bild erst dann, wenn auf der Karte die verschiedenen Fundarten getrennt werden: Dann nämlich zeigt sich, daß echte Siedlungsfunde, also nicht nur Werkzeuge und Waffen sondern vor allem die charakteristische neolithische Keramik, bislang nur im Egertal bei Bopfingen und im Ries angetroffen wurden (mit einer unsicheren Ausnahme), während die übrigen Fundstellen im Ostalbkreis nur Waffen, wie z. B. die vielen Pfeilspitzen und Werkzeuge wie Beile und Schaber erbracht haben. Viele der Fundstellen von Beilen und Pfeilspitzen sind zudem viel zu weit von den sicheren Siedlungen entfernt, um sie noch mit der Jagd der Bandkeramiker oder mit einer Rodungsarbeit im Wald erklären zu können.

Noch interessanter ist dann der Vergleich der mesolithischen mit den neolithischen Fundstellen: Immerhin 19 Fundplätze erbrachten Werkzeug- und Waffenfunde beider Epochen, aber nur in einem Fall, auf der Gemarkung Röhlingen, kommen bescheidene Keramikfunde dazu.

So sieht es nach dem derzeitigen Forschungsstand so aus, daß die ersten Bauern der Jungsteinzeit als Einwanderer zunächst nur das Ries und das Egertal bei Bopfingen besiedelt haben, also die extrem fruchtbaren Gebiete, während im übrigen Kreisgebiet die Jäger und Sammler der Mittelsteinzeit in den Wäldern ihren Lebensraum behalten haben. Die vielen Waffen- und Werkzeugfunde neolithischer Art würden dann einen Kontakt beider Gruppen untereinander beweisen, was auch eine Verschmelzung beider Populationen in der weiteren Jungsteinzeit nicht ausschließen würde, zumal die Lebensweise der Bauern,

nicht zuletzt durch die vielen technischen Erfindungen und einer gesicherten Ernährung, für die Jäger und Sammler durchaus attraktiv gewesen sein muß: Die Bandkeramiker lebten in festen Häusern, den sog. Langhäusern, aus Holz mit Wänden aus Flechtwerk und Lehm zusammen in kleinen dorfförmigen Siedlungen, bauten Getreide an, hatten Haustiere und betrieben Vorratshaltung. Dazu und zum Kochen dienten Gefäße aus gebranntem Ton mit ganz charakteristischen bandförmigen Verzierungen, die der Keramik und der ganzen materiellen Kultur ihren Namen gaben: Bandkeramische Kultur. Zeitlich gehören die Bandkeramiker ganz an den Anfang der Jungsteinzeit, ins sog. Altneolithikum, vom beginnenden 6. Jahrtausend v. Chr. bis ins ausgehende 5. Jahrtausend v. Chr.

Der Goldberg und die Chronologie der Jungsteinzeit

Einige wenige Fundstellen und Bodendenkmale im Ostalbkreis können für sich eine überregionale Bedeutung in Anspruch nehmen. Dazu gehört zweifellos der Goldberg bei Goldburghausen, Gemeinde Riesbürg, am Rand des Rieskessels.

Seine Bedeutung für die Erforschung der Jungsteinzeit erhielt er durch die langjährigen Ausgrabungen Gerhard Bersus von 1911 bis 1929, der hier die zeitliche Abfolge der neolithischen Kulturen Rössen – Michelsberg – Altheim zum ersten Mal nachweisen konnte, dank der für die damalige Zeit geradezu revolutionären Art der Grabungstechnik: Bersu führte hier die ersten großen und systematischen Flächengrabungen durch, und der Goldberg wurde damit zu einer Schulungsstätte für eine ganze Generation deutscher Archäologen.

Die Besiedlung des Goldbergs beginnt im zweiten Abschnitt der Jungsteinzeit, im sog. Mittelneolithikum. Von der älteren Bandkeramik ergaben sich keine Siedlungsbefunde und nur ein einziger Scherben aus dieser Zeitstufe liegt vom Goldberg vor. Erst in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. entsteht eine Siedlung der Rössener Kultur auf dem Berg. Es ist die Zeit der Nachfolgekulturen der Bandkeramiker, die sich auch im Hausbau stark vom vorhergehenden unterscheiden. Gerhard Bersu stellte bei seinen Ausgrabungen ein Dorf fest, das aus 20 Häusern bestand. Die Westseite des Hochplateaus war durch einen Palisadenzaun gesichert.

Tabelle 2: Die Besiedlung des Goldberges in der Jungsteinzeit

Zeit	Stufe	Kultur	Siedlungsphase
ca. 2000 v. Chr.	Endneolithikum	Goldberg III	Goldberg III
ca. 3500 v. Chr.	Jungneolithikum	Michelsberger Kultur	Goldberg II
ca. 4500 v. Chr.	Mittelneolithikum	Rössener Kultur	Goldbergfazies Goldberg I
ca. 4900 v. Chr.	Altneolithikum	Bandkeramik	–
ca. 5600 v. Chr.			

Die Häuser selbst waren denen der Bandkeramiker in ihrer Holzkonstruktion – Pfostenhäuser mit Firstdach – durchaus ähnlich, nur in der Länge wesentlich bescheidener. Das Innere war in mehrere Räume aufgeteilt, in einem davon befand sich der Herd. Die Außenwände bestanden aus Spalthölzern, die in Wandgräbchen ruhten und mit Lehm verputzt waren. Die Außenwände waren schließlich noch mit einem Kalkanstrich versehen und mit kleinen Buckeln verziert.

Diese erste Siedlung auf dem Goldberg muß eine lange Lebensdauer gehabt haben, darauf deuten jedenfalls zahlreiche Umbauten und Überschneidungen von Hausgrundrissen hin. Auch im Fundbestand schlägt sich dies nieder: Die Forschung unterteilt diese erste Phase nochmals in eine ältere, die der Rössener Kultur entspricht, und eine jüngere, nicht direkt mit anderen vergleichbare Schicht, die deshalb als sog. „Goldbergfazies“ bekannt ist. Eine Brandschicht kündigt schließlich noch von einem katastrophalen Ende dieses ersten Dorfes, und auch die zweite Siedlung auf dem Goldberg findet dieses Ende.

Dieses Dorf der Phase Goldberg II wird der jungneolithischen Michelsberger Kultur zugeordnet und ist größer als seine Vorgängersiedlung, die Häuser allerdings erreichen bei durchaus ähnlicher Bauart nicht ganz die Abmessungen ihrer Vorgänger. Auch das „Michelsberger“ Dorf schützt die leicht zugängliche Westseite des Berges, diesmal sogar mit einem Graben vor der Palisade, die an der Innenseite zusätzlich mit einer Erdrampe befestigt war.

Eine Zuordnung des dritten jungsteinzeitlichen Dorfes auf dem Goldberg zu einer der endneolithischen Kulturen war nicht möglich. Zu vielfältig scheinen die durch die Funde bestätigten Beziehungen zu anderen Kulturen gewesen zu sein, als daß sich das Inventar einer Kultur zuweisen ließ. Deshalb

gilt die Phase Goldberg III als eigenständige Kulturgruppe innerhalb des süddeutschen Endneolithikums, deren Inventare auch andernorts angetroffen wurden. Die Siedlung selbst war der Zahl der Häuser nach die bislang größte auf dem Goldberg, allerdings gehören die etwa 50 Häuser von der Bauart her eher zu den primitivsten im Neolithikum überhaupt. Es sind wiederum hölzerne Pfostenhäuser, deren Dach aber jetzt in Form eines Zeltdaches spitz zuläuft und deren Böden eingetieft waren. Außerdem wurde bei der Ausgrabung eine große Zahl von Kellergruben angetroffen, die nach den Berichten bis zu vier Metern tief waren. Eine Befestigung dieses dritten Dorfes wurde nicht festgestellt, ist aber angesichts des leichten Zuganges auf das Hochplateau von Westen her zu erwarten. Interessanter als die Bauten ist dann das Fundinventar der Siedlung Goldberg III: Es leitet über zur nächsten großen Epoche der Vorgeschichte. Im Goldberg III-Inventar ist bereits ein Metall enthalten, das die Waffen- und Werkzeugtechnik revolutionieren sollte und das gleichzeitig auch einen weitreichenden Fernhandel beweist. Am Ende des Neolithikums taucht in verschiedenen Kulturen das Kupfer als neuer Werkstoff auf.

Fassen wir zusammen: Das Bild, das uns der gegenwärtige Forschungsstand von der Jungsteinzeit im Gebiet des heutigen Ostalbkreises bietet, ist recht einseitig und das in mehrfacher Beziehung: Aus dem größten Teil des Landkreises gibt es zwar eine Fülle von Funden, meist Waffen und Werkzeuge, sichere Siedlungsplätze sind aber bislang nur aus dem westlichen Ries und dem Egertal um Bopfingen bekannt geworden. Eine Fundgattung fehlt bislang fast ganz: Es sind die typischen jungsteinzeitlichen Hockergräber, deren Vorhandensein durch die Siedlungsfunde vorausgesetzt wird. Die einzigen sicheren Gräber wurden bei den großen Flächengrabungen im

Egertal östlich von Bopfingen entdeckt, und ihre Beigaben, Glockenbecher und Armschutzplatten, datieren sie ganz ans Ende des Endneolithikums in die Zeit zwischen 2500 und 2000 v. Chr. Interessant ist noch, daß bei der gleichen Grabung auch Siedlungsbefunde dieser Glockenbecherleute angetroffen wurden, die Siedlung lag damit nicht weit von den Gräbern entfernt, was für die Umgebung des Goldberges noch einiges erwarten läßt.

Zur Bronzezeit auf der Ostalb (ca. 2000 – 1200 v. Chr.)

Im Gegensatz zu den beiden vorherigen Epochen, die für das Kreisgebiet ein überraschend dichtes Fundbild ergaben, steht die Zahl der bronzezeitlichen Fundstellen. Dennoch lassen sich einige Beobachtungen aus anderen Fundregionen auch im Ostalbkreis bestätigen.

Kennzeichnend für die Bronzezeit ist zunächst einmal das neue Material zur Herstellung der Werkzeuge und Waffen. Eine Legierung aus 90 % Kupfer und 10 % Zinn, die Bronze, setzt sich allgemein in der Frühbronzezeit der Epoche durch, und es werden Beile, Dolche und sogar Hiebschwerter sowie Schmuck aus der neuen Legierung gegossen. Das dazu benötigte Zinn stammt von der Britischen Insel und aus Spanien und setzt damit einen funktionierenden Fernhandel voraus. Auch die Weiterverarbeitung zu Bronze und vor allem die komplizierten Gußtechniken erfordern eine spezielle Ausbildung und führen damit zur Entstehung eines neuen Handwerks.

Die materielle Kultur der Bronzezeit kennen wir fast nur aus den Grabfunden der Epoche, und nach der Bestattungsart läßt sich die Bronzezeit auch unterteilen.

In der Frühbronzezeit setzt sich im wesentlichen der jungsteinzeitliche Bestattungsbrauch der Hockergräber fort, wenn sich auch eine gewisse Differenzierung abzeichnet. Der

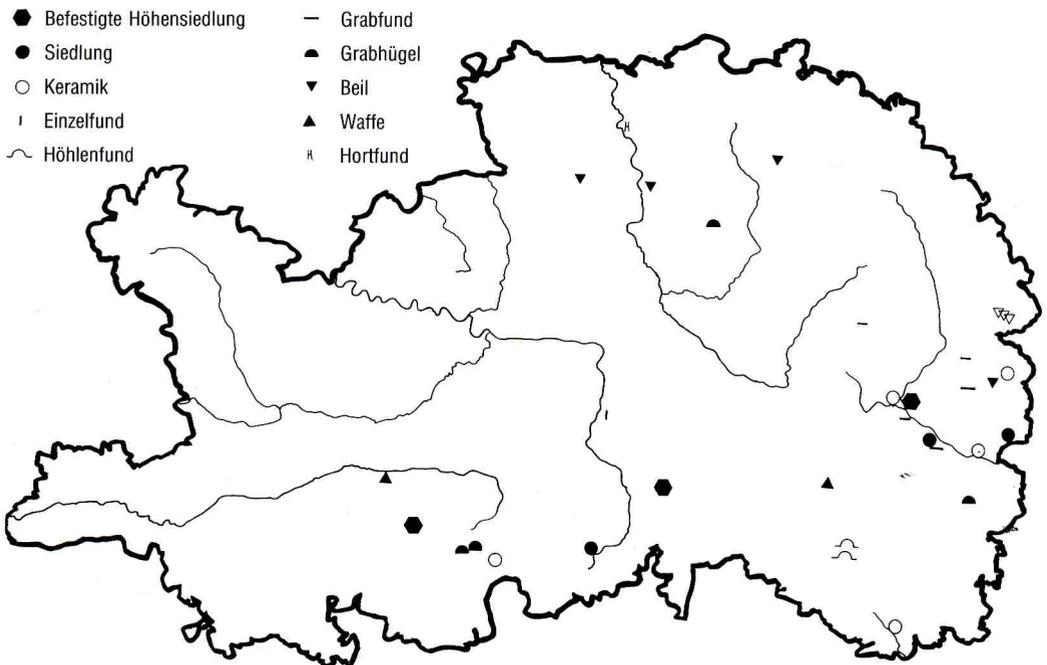
Bestand an bekannten Gräbern ist allerdings landesweit sehr bescheiden, da die Entdeckungsbedingungen für Flachgräber denkbar schlecht sind. Aus dem Ostalbkreis ist bislang kein einziger Grabfund bekannt geworden, lediglich ein Bronzebeil aus Westhausen-Lippach könnte von einem derartigen Grab stammen. Anders sieht es mit dem Bestand an Siedlungen aus, die einen landesweiten Trend widerspiegeln: Am Ende der Frühbronzezeit entstehen befestigte Höhensiedlungen. Mit sog. Abschnittswällen werden teilweise sehr große Flächen gesichert, die von der Größe des Innenraums her eher gegen eine dauernde Besiedlung sprechen.

Deshalb, und mangels Grabungsbefunden, ist bislang unklar, ob wir hier dauerhafte Siedlungen oder lediglich nur Fliehburgen vor uns haben. Die beiden aus dem Ostalbkreis bekannten Objekte sind der Rosenstein bei Heubach und das Schloßbaufeld hinter der Kocherburg bei Aalen-Unterkochen. Beide Hochplateaus werden mit Wällen von beeindruckenden Dimensionen (Rosenstein 400 m Länge, Kocherburg 424 m Länge) befestigt und auf dem Rosenstein läuft zusätzlich ein Wall (Wall D) mit 650 m Länge quer über das Hochplateau und teilt dieses in zwei Teile. Die damit gesicherten Hochflächen sind so gewaltig, daß wohl eher mit einer Nutzung als Fliehburg für die Siedlungen der Umgebung zu rechnen ist als mit einer dauernd bewohnten Bergfestung. Anders sieht es mit dem Hochplateau des Ipf bei Bopfingen aus: Auch von dort stammen frühbronzezeitliche Funde, und das Plateau entspricht mit einer Größe von etwas über zwei Hektar eher den Vorstellungen für eine dauernd bewohnte Höhensiedlung. Seit kurzem ist auch noch eine Flachlandsiedlung bekannt: Die Ausgrabungen im Egertal bei Bopfingen erbrachten Hausgrundrisse und Keramik der frühen Bronzezeit.

Angesichts der wenigen Fundpunkte, Schlüsse für die Besiedlungsgeschichte des Kreisgebiets zu ziehen, verbietet sich von selbst. Allerdings bleibt festzuhalten, daß jetzt auch die Randhöhen der Schwäbischen Alb (Kocherburg und Rosenstein) in die Besiedlung mit einbezogen werden.

Nur wenig besser ist das Fundbild der folgenden Mittleren Bronzezeit, die auch als Hügelgräberbronzezeit bekannt ist. Die Verstorbenen werden jetzt unter Grabhügeln beigesetzt, nicht mehr in Hockerlage sondern in gestreckter Rückenlage und mit Waffen-, Schmuck- und Gefäßbeigaben versehen, je nach ihrem Wohlstand. Vor allem in den Wäldern der mittleren Schwäbischen Alb haben sich zahlreiche dieser Hügel bis heute erhalten, und auch auf der Ostalb sind einige der vielen

Grabhügel als bronzezeitlich bekannt. Da aber einerseits diese Kenntnis zumeist auf alten, unsystematischen Ausgrabungen beruht, es aber andererseits einem Grabhügel von außen nicht anzusehen ist, ob er nun bronze- oder hallstattzeitlich ist, ist das sichere Fundbild der Mittelbronzezeit das sich bis jetzt abzeichnet, sehr bescheiden. Sicher sind noch wesentlich mehr der 416 bekannten und bislang nur als vorgeschichtlich verzeichneten Grabhügel aus der Bronzezeit. Funde dieser Zeitstufe haben bisher allerdings sehr wenige geliefert, vor allem die Zahlen ergeben hier ein deutliches Bild: Nach dem neuesten Verzeichnis im Kreisarchiv und nach den Listen des Landesdenkmalamtes sind uns im Gebiet des heutigen Ostalbkreises 822 Grabhügel bekannt. Davon werden 48 % als hallstattzeitlich, aber



21 Fundstellen und Bodendenkmale aus der Bronze- und Urnenfelderzeit

nur 1,7 % als bronzezeitlich angesprochen. Diese Hügel wiederum sind lange nicht alle ausgegraben, teilweise sind es nur einige wenige eines großen Grabhügelfeldes, das dann komplett der Epoche zugeordnet wird.

Da es aber auch Grabhügelfelder mit Hügeln aus beiden Epochen gibt, sind die obengenannten Zahlen eher noch mit Zurückhaltung zu beurteilen. Ein solches Feld mit sowohl bronze- als auch hallstattzeitlichen Grabhügeln befindet sich auf dem Albuch auf den Gemarkungen Essingen und Lauterburg. Die Grabhügel im „Fuchsloch“ und im „Oberwehrenfeld“ erbrachten Funde beider Epochen. Als ebenfalls bronzezeitlich werden zehn Grabhügel auf der Gemarkung Utzmemmingen, einige auf Gemarkung Schweindorf sowie ein Hügel auf Gemarkung Röhlingen angesehen. Damit ist unser Forschungsstand bereits skizziert. Zu erwähnen wären noch einige wenige Einzelfunde, z. B. der Bronzedolch von Böbingen oder der Hortfund aus drei Beilen und mehreren Gußbrocken aus Unterwilflingen sowie einige auf der Karte nicht verzeichnete, weil unsichere Höhlenfunde. Immerhin zeigt sich aus der Verbreitung der wenigen Fundstellen ein Trend, der bereits für die mittlere Schwäbische Alb festgestellt wurde: Spätestens in der Mittelbronzezeit werden auch die Hochflächen der Ostalb in die Besiedlung mit einbezogen. Für den Albuch beweisen dies die genannten Grabhügel bei Essingen und Lauterburg und zumindest für das östliche Härtsfeld die Hügel von Utzmemmingen und Schweindorf.

Nochmals schlechter ist dann der Fundbestand aus der Spätbronzezeit: Zu nennen sind nur zwei Höhlenfunde auf dem Härtsfeld sowie zwei Grabfunde aus dem Egertal, ein Grab davon wurde erst vor kurzer Zeit entdeckt.

Die Urnenfelderzeit (ca. 1200 – 750 v. Chr.)

Nach ihrer vorherrschenden Bestattungsart wird die nächste Epoche benannt, die ebenfalls noch der Bronzezeit zugerechnet wird. Die Grabfunde treten jetzt in ihrer Bedeutung für unseren Raum weit zurück, und das ist auch mit der neuen Grabsitte und den Entdeckungsbedingungen für die Gräber zu erklären: Die Toten werden jetzt verbrannt und in kleinen Urnengräbern beigesetzt, die Beigaben wie Keramik, Waffen und Schmucknadeln befinden sich häufig ebenfalls in der Urne, die oben mit einem Teller oder mit einer Schale abgedeckt wird. Von den wenigen sicheren Grabfunden zeigen vor allem drei Gräber bei Wössingen die Entdeckungsbedingungen sehr deutlich: Die Gräbergruben waren relativ klein, und die Urnen lagen in 60 cm Tiefe. Nicht viel besser ist der Bestand an sicheren Siedlungsfunden. In der Urnenfelderzeit entstehen wieder befestigte Höhensiedlungen und als solche werden der Rosenstein bei Heubach und der Ipf bei Bopfingen angesprochen. Für den Rosenstein gelten wiederum die bei der frühen Bronzezeit angeführten Bedenken, während für den Ipf eine Besiedlung des Hochplateaus aufgrund der Funde als wahrscheinlich anzunehmen ist. Auch die ersten Wälle zur Sicherung der Hochfläche des Ipf stammen wohl aus der Urnenfelderzeit.

Für eine zentrale Bedeutung des Ipf in der Urnenfelderzeit spricht auch sein Umfeld, aus dem die meisten der weiteren Siedlungsfunde der Epoche stammen. Seit den jüngsten Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes sind erstmals Hausgrundrisse und Siedlungsstrukturen bekannt. 1989 wurde in Riesbürg-Pflaumloch Teile einer urnenfelderzeitlichen Siedlung entdeckt, von der sich noch die Pfostenlöcher der Häuser und ein Palisadengraben erhalten hatten, während das ehemalige

Laufniveau mit den interessantesten Befunden leider ein Opfer der Erosion geworden war. Der Ausgräber deutet die Befunde als die Spuren von mehreren Gehöften, die aus Wohn- und Wirtschaftsbauten bestanden hatten und in einer Phase von einer Palisade umgeben gewesen waren. Weitere neue Befunde ergaben die Grabungen im Egertal bei Bopfingen sowie in den Weiherwiesen, Gemarkung Essingen, auf dem Albuch. Damit ist erstmals für die Urnenfelderzeit eine Besiedlung des Albus nachgewiesen, die sich auch im Pollenprofil, das im Rahmen der Untersuchungen erstellt wurde, deutlich abzeichnet. Das Härtsfeld dagegen erbrachte bislang nur bescheidene Funde, und die Gegend zwischen Rems und Kocher bleibt gänzlich siedlungsleer. Aus dem ehemaligen Virngrund um Ellwangen sind ein Hortfund aus Jagstzell und drei weitere Bronzebeile bekannt geworden, die allerdings für den Nachweis einer Besiedlung unerheblich sind.

Die Zeit der Kelten

Für den nächsten Abschnitt der Vorgeschichte, für die Eisenzeit, gibt es erstmals eine schriftliche Überlieferung, mit welchem Volk wir es in den folgenden Epochen zu tun haben. Es sind nach den Nachrichten des griechischen Schriftstellers Herodot die Kelten und auch spätere seiner „Kollegen“ bestätigen dies. Dieses Volk wird heute mit zwei aufeinanderfolgenden großen archäologischen Kulturkreisen identifiziert, die nach den Fundplätzen benannt sind, an denen sie erstmals festgestellt wurden. Namengebend sind das Gräberfeld bei Hallstatt im Salzkammergut und eine flache Stelle (Untiefe= La Tène) am Neuenburger See in der Schweiz. Als namengebend für die beiden Abschnitte der Eisenzeit bestimmte sie 1876 der damalige schwedische Reichsantiquar Hans Hildebrand. Seitdem

wird die ältere Hälfte der vorrömischen Eisenzeit als Hallstattzeit, die jüngere Hälfte als Latènezeit bezeichnet, Begriffe die sich bis heute gehalten haben.

Die Hallstattzeit (ca. 750 – 450 v. Chr.)

Auch das Gebiet des heutigen Ostalbkreises gehört zu diesen großen Kulturen. Der Kulturkreis der Hallstattkultur erstreckt sich von Böhmen bis in die Gegend von Paris.

Für die Hallstattzeit ist dann erstmals wieder eine beträchtliche Vermehrung der Fundstellen im Ostalbkreis feststellbar. Das Fundbild ist allerdings einseitig: Den wenigen sicheren Siedlungsfunden steht eine beachtliche Zahl von Grabhügeln dieser Zeit gegenüber. Mindestens 23 % oder fast 200 Grabhügel gehören unter den schon bei der Bronzezeit genannten Bedingungen zur Hallstattzeit, und viele der noch nicht ergrabenen Hügel werden noch dazuzurechnen sein. Die Grabhügel der Hallstattzeit unterscheiden sich in der Bestattungsart und wahrscheinlich auch in ihrer Größe von den älteren, bronzezeitlichen Hügeln. Die Verstorbenen werden jetzt auf einem Scheiterhaufen verbrannt, über dem eine Grabkammer und ein Grabhügel errichtet werden. Ein typisches Beispiel dafür ist der im „Nassen Häule“ auf Gemarkung Bopfingen–Unterriffingen 1958 ausgegrabene Hügel: Unter einer runden Steinpackung wurde die Aussparung für eine ehemals hölzerne Grabkammer angetroffen, die mit 2,4 x 3 m groß genug gewesen wäre, um auch einen unverbrannten Leichnam aufzunehmen. Der Leichenbrand war in einer Urne beigesetzt, weiterer Leichenbrand befand sich zu einem Häufchen zusammengefaßt nicht ganz zwei Meter von der Urne entfernt. Während sich die Metallbeigaben auf ein Bronzeringchen beschränkten, war das Grab mit Keramikbeigaben geradezu verschwenderisch ausgestattet.



22 Gefäßbeigaben aus einem hallstattzeitlichen Grabhügel im „Nassen Häule“ bei Unterriffingen

Insgesamt 32 Tongefäße umfaßte die Ausstattung für die Reise ins Jenseits, dazu gehörten Schalen und Teller, die noch Knochenreste einer Fleischbeigabe enthielten, vier große Urnen mit Schöpfgefäßen und zahlreiche Tassen und Näpfe für die Versorgung mit Getränken. Die gefundene Keramik war typisch auch für andere Fundstellen auf der Ostalb und sehr zurückhaltend mit Riefen und Graphit verziert. Diese relativ zierarme Tonware hat zu der Bezeichnung der Ostalbgruppe innerhalb der Hallstattkeramik geführt, die sich darin wesentlich zum Beispiel von der Alb-Salemer Keramik unterscheidet.

Die Ostalb-Keramik wurde auch in einem erst 1990 entdeckten Gräberfeld im neuen Bopfinger Industriegebiet Süd-Ost auf Gemarkung Trochtelfingen angetroffen. Das dortige Hallstattgräberfeld brachte in mehrfacher Hinsicht neue Erkenntnisse für die Struktur der Gräberfelder dieser Epoche. Festgestellt wurden

vier Kreisgräben, die im Zentrum eines großen, bislang nur zum Teil erfaßten Brandgräberfeldes lagen. Die alte Oberfläche des Friedhofes war durch die Bodenerosion bereits beseitigt, so daß im Innenraum der „Kreisgräben“ keinerlei Befunde mehr angetroffen wurden. Da es sich aber nach der Interpretation des Ausgräbers um die letzten Reste ehemaliger Grabhügel handelt, muß man sich dort ursprünglich ähnliche Bestattungen vorstellen wie im oben geschilderten Grabhügel im Nassen Häule. Die besondere Bedeutung der Ausgrabung liegt darin, daß erstmals im Ostalbkreis nicht nur ein oder mehrere Hügel untersucht wurden, sondern daß auch der Raum um und zwischen den Hügeln ausgegraben wurde. Und gerade dort lagen die meisten Bestattungen. Anhand der Beigabenausstattung der Gräber ergibt sich damit folgendes Bild dieses Friedhofes: In den Grabhügeln wurde die soziale Oberschicht der sicher nicht

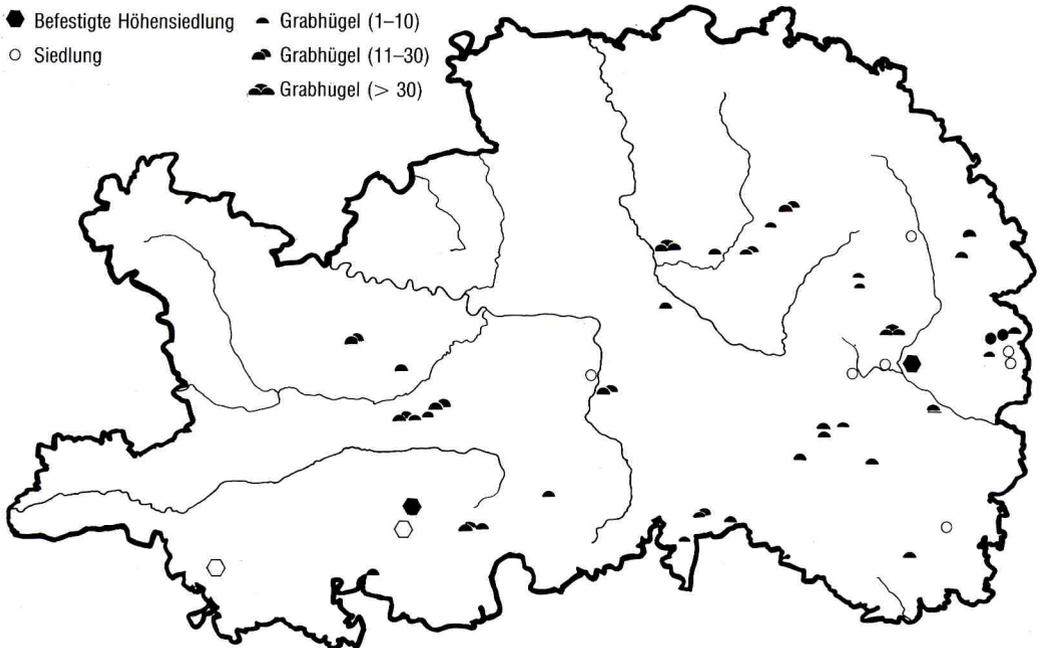
weit entfernten Siedlung bestattet. Nahe bei den Grabhügeln liegen überdurchschnittlich gut mit Geschirrsätzen ausgestattete Gräber relativ wohlhabender Leute. Weiter davon entfernt, am Rande des Gräberfeldes, fanden sich dann arm ausgestattete oder beigabenlose Gräber als einfache Brandschüttungsgräber. Damit ergibt sich auch ein Bild der sozialen Verhältnisse jener Zeit. Genau so wichtig ist aber, daß der angetroffene Befund verallgemeinert werden muß: Das heißt, daß zumindest viele der bekannten Hallstatt-Grabhügel aus dem Ostalbkreis nur die oberirdisch sichtbaren Teile ganzer Gräberfelder mit vielen Bestattungen sind.

Sicher der Hallstattzeit zuzuweisen sind bislang mindestens 14 Einzelhügel oder Hügelfelder aus drei bis – zum größten Feld mit ursprünglich – 46 Hügeln im Wald Wagenhardt

in Rainau-Dalkingen. Sie verteilen sich fast gleichmäßig auf Albuch, Härtsfeld und Härtsfeldvorland, während die Gegend zwischen Rems und Kocher sowie die Keuperwaldberge anscheinend siedlungsleer bleiben. Echte Siedlungsfunde wie vom Ohrenberg bei Kirchheim-Benzenzimmern liegen bis jetzt allerdings nur aus dem Ries und seinen Randhöhen vor.

Mit der späten Hallstattzeit ändert sich dieses Siedlungsbild kaum. Nur ein geringes Ausgreifen auf die Liasplatten über Rems und Lein in der Gegend um Heuchlingen und Schechingen wird durch einige Grabhügel dokumentiert.

Zusätzlich treten jetzt wieder befestigte Höhensiedlungen auf, die größten unter ihnen werden mit einer neuen Führungsschicht in Zusammenhang gebracht. In der späteren



Hallstattzeit kristallisiert sich diese neue Oberschicht heraus, die sich durch solche Höhensiedlungen und vor allem durch große und überaus reich ausgestattete Grabhügel zu erkennen gibt. Die beiden aktuellsten Beispiele dafür sind die Heuneburg bei Hundesingen an der Donau als teilweise erforschter Fürstensitz sowie das reiche Fürstengrab von Hochdorf. Mangels schriftlicher Überlieferung hat man diese Führungspersonlichkeiten ihrer Machtfülle entsprechend mit dem aus dem Mittelalter stammenden Begriff des Fürsten bezeichnet, der sich – obwohl etwas unglücklich gewählt – gegenüber anderen Bezeichnungen durchgesetzt hat.

Zu den etwa 17 Fürstensitzen wird seit langem auch der Ipf bei Bopfingen gerechnet, der auch ein weiteres Kriterium für eine solche zentrale Siedlung erbracht hat: Vom Hochplateau stammt das Fragment einer aus Griechenland importierten Schale. Allerdings ist unser Kenntnisstand über den Ipf bisher äußerst bescheiden. Abgesehen von einer Menge von Lesefunden vom Hochplateau hat nur Friedrich Hertlein im Rahmen seiner Ringwallforschungen ab 1907 einige kleine Grabungen auf dem Ipf durchgeführt. Festgestellt wurde eine mächtige Kulturschicht auf dem Hochplateau und mehrere holzversteifte Trockenmauern keltischer Machart, z. B. im Ringwall um die Hochfläche eine Trockenmauer mit fünf Metern Stärke. Die Grabungsfunde zeigten zwei zeitliche Schwerpunkte der Besiedlung, die Urnenfelderzeit und die Hallstattzeit. So wird angenommen, daß zumindest die mächtigen Befestigungen um das Hochplateau in die Hallstattzeit gehören. Das alles und besonders die mächtigen Wälle sowie das immerhin etwa 2,2 ha große und sicher damals dicht bebaute Hochplateau spricht für einen Fürstensitz. Auf der anderen Seite ist aber auch schon zu Recht betont worden, daß in der Umgebung des Ipf bislang keine reichen Gräber vom Typ Hoch-

dorf gefunden wurden, obwohl das zum Ipf gehörige Grabhügelfeld schon längst bekannt ist. Es liegt 1,5 km nordwestlich des Berges beim Hof Meisterstall im Wald Buckeleschau, und Eduard Paulus sah hier 1877 noch 60 Grabhügel. So bleibt die Stellung des Ipf als Fürstensitz bis auf weiteres umstritten. Eine nur lokale Bedeutung als kleiner Häuptlings-sitz ist aber angesichts der Befunde ebenfalls auszuschließen.

Ein solcher lag damals in unmittelbarer Nähe auf dem schon bekannten Goldberg. Die Siedlung Goldberg IV gehört ebenfalls in die späte Hallstattzeit und der Plan der Siedlung zeigt eine relativ dichte Bebauung mit einem nochmals abgegrenzten Herrnsitz an der höchsten Stelle des Berges. Auch dieses befestigte Dorf auf dem Goldberg aus kleineren Wohnhäusern mit Herdstellen und größeren Wirtschaftsbauten, zusammengefaßt zu etwa zehn Gehöften, ist in einer Brandkatastrophe zugrunde gegangen.

Im Fundinventar des Goldberges und auch in den Grabhügeln tauchen jetzt zum ersten Mal sog. Fibeln (Gewandspangen) auf, die für die späte Hallstattzeit sowie für die folgenden Epochen bis ins frühe Mittelalter hinein zu einem der wichtigsten Datierungsinstrumente der Archäologie werden.

Ungeklärt ist bislang die Stellung des Rosensteins in der späten Hallstattzeit, zumindest einer der riesigen Wälle dort stammt aus dieser Zeit, und die ebenso beeindruckenden Wälle auf seinen Nachbarbergen werden auch hierzu gerechnet. Leider fehlt ein modern ausgegrabenes Grabhügelfeld der Stufe ebenfalls. Den damaligen Bestattungsbrauch, Körpergräber in Grabhügeln, teilweise mit Nachbestattungen, kennen wir sicher dokumentiert nur von wenigen, älteren Ausgrabungen, so von einem Hügel im Kirchbauernholz in Neresheim-Schweindorf. Der Hügel war mit einem Steinkranz umgeben, in der Hügelmitte fand

sich unter Steinbrocken das Skelett. Unter den relativ spärlichen Beigaben – zwei Gefäße, Eisenmesser und eine Glasperle – fand sich auch eine Bronzefibel mit Fußzier, die das Grab ganz an das Ende der Hallstattzeit datiert.

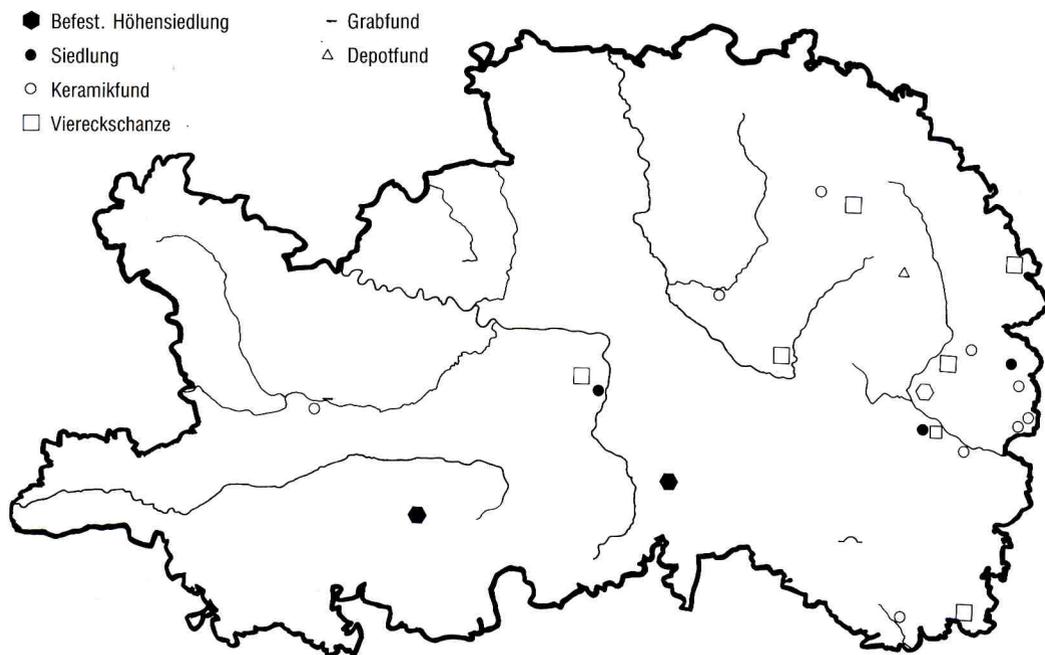
Die Latènezeit (ca. 450 v. Chr. – um Chr. Geb.)

Die Latènezeit ist eine Epoche tiefgreifender Wandlungen im Bereich der keltischen Kultur. Zunächst leben anscheinend die hallstattzeitlichen Fürstensitze weiter, um dann Übergangslos zu verschwinden. Noch während der Frühlatènezeit entstehen neue Höhensiedlungen wie die auf dem Schloßbaufeld hinter der Kocherburg bei Unterkochen.

Mit der Mittellatènezeit begegnen uns neue

Bodendenkmale auch im Ostalbkreis. Es sind die spätkeltischen Viereckschanzen als wichtigste Zeugen mittel- und spätlatènezeitlicher Besiedlung im Ostalbkreis, während von der wichtigsten kulturellen Errungenschaft der Kelten, den großen stadtartigen Siedlungen, bislang nur bescheidene Spuren vorliegen.

Einer ähnlichen Änderung sind die Bestattungssitten unterworfen. Zunächst werden die Verstorbenen noch in Grabhügeln beigelegt, wohl meistens als Nachbestattung in schon bereits bestehende Hügel. Nur aus dem Ries sind bis jetzt solche Bestattungen für die nähere Umgebung bekannt. In der Mittellatènezeit dominieren dann die Flachgräber, die dann noch einmal in der Spätlatènezeit durch Brandgräber abgelöst werden. Beide Gräberarten, Körperflachgrab und Brandgrab haben keinerlei oberirdische Kennzeichnung, die



24 Bodendenkmale und Fundstellen aus der Latènezeit

sich bis heute erhalten hätte. Ihre Entdeckung ist somit dem Zufall einer Baumaßnahme unterworfen, und damit werden die ohnehin schlechten Entdeckungsbedingungen nochmals durch mehrere Faktoren verschlechtert. Nur so läßt sich der bescheidene Forschungsstand im Vergleich zur vorhergehenden Epoche mit ihrem dichten Siedlungsbild, das durch die Grabhügel dokumentiert wird, erklären. Einzige sichere Zeugnisse sind die erwähnten Viereckschanzen, die in ihrer Verbreitung das gleiche Siedlungsbild ergeben, das schon im wesentlichen für die vorhergehenden Metallzeiten bestanden hat. Einige wenige Siedlungsfunde sowie die neuen Ausgrabungen im Egertal und die Siedlung Goldberg V runden das Bild von einer Epoche ab, in der das Gebiet des Ostalbkreises wohl genau so dicht besiedelt war wie in der vorhergehenden Hallstattzeit.

Die Viereckschanzen

Allein schon der Begriff „Viereckschanze“ verrät – er stammt aus dem militärischen Sprachgebrauch – eine der vielen Deutungen, die diese Denkmalgattung im Laufe der Zeit erfahren hat. So spricht die Oberamtsbeschreibung Aalen von 1854 die Schanze auf den Schanzäckern bei Heisenberg westlich von Wasseralfingen als römische Befestigung an. Die etwas später erschienene archäologische Karte des Oberamts verzeichnet sie gar als „römische Niederlassung von namhafter Ausdehnung“. Andere Erklärungsversuche deuteten die Anlagen als Schwedenschanzen, als keltische Gehöfte oder als einfache Viehpferche, die letztere Version begegnet sogar bis in die jüngste Vergangenheit. Erst neuere Ausgrabungen brachten Hinweise über ehemaliges Aussehen, Funktion und Zeitstellung dieser weitverbreiteten Anlagen, deren Vorkommen von der Atlantikküste im

Westen bis nach Böhmen im Osten reicht. Die Nordgrenze bildet dabei der Main, die Südgrenze wird durch die Alpen markiert.

Die wenigen ausgegrabenen Viereckschanzen zeigten bisher ein weitgehend gleiches Erscheinungsbild: Die Anlage war umgeben von einem Spitzgraben, aus dessen Aushub ein Wall aufgeschüttet wurde, der eine beachtliche Höhe erreichen konnte, wie die für den Ostalbkreis besterhaltene Schanze beim Weiler Jagstheim, Gemeinde Kirchheim, zeigt. Der Wall war nur an einer Stelle für ein Tor unterbrochen, das wohl bei den meisten Anlagen durch einen hölzernen Torbau markiert war. Auffallend ist, daß sich dieser Durchgang nie in der Nordseite der Schanzen befand. Die Größe des Innenraumes lag nach dem neuen Viereckschanzenatlas des Landesdenkmalamtes zwischen 0,4 und 1,2 ha bei den Schanzen in Baden-Württemberg. Bei den acht bekannten Schanzen im Ostalbkreis bewegen sich die Flächeninhalte zwischen 0,5 ha (Unterschneidheim-Geislingen) und 1,16 ha (Wasseralfingen-Heisenberg). Nach den Grabungsergebnissen von Fellbach-Schmidlen und vom bayerischen Holzhausen stellte man sich diesen großen Innenraum weitgehend unbebaut vor, die bisherigen Erkenntnisse gingen lediglich von einem kleinen Holzbau in einer Ecke des Innenraumes aus und von einem Brunnen oder einem Kultschacht an einer der Außenseiten.

Doch wurden auch schon mehrere Innenbauten festgestellt, wie z. B. in Ehningen und auch die noch laufenden Ausgrabungen im Egertal bei Bopfingen erbrachten für die dortige Viereckschanze mehrere große Innenbauten, so daß man hier auf die Ergebnisse der Grabung besonders gespannt sein darf, vor allem in bezug auf die Interpretation ihrer ehemaligen Funktion. In der neueren Forschung hatten sich bisher zwei Bezeichnungen durchgesetzt, die beide das gleiche bedeuten: Die

Tabelle 3: Viereckschanzen im Ostalbkreis

Gemeinde	Fläche	Bemerkung
Aalen-Wasseralfingen, Flur „Schanze“	1,16 ha	im Gelände sichtbar*
Ellwangen-Pfahlheim, Flur „Altes Schloß“	1,1 ha	im Wald sichtbar
Kirchheim-Jagstheim, Flur „Kirchheimer Holz“	0,625 ha	sehr gut erhalten*
Lauchheim-Hettelsberg, Flur „Burstel“	0,625 ha	schlecht zu erkennen
Neresheim-Kösingen, Flur „Farzach“	?	nur teilweise erhalten
Unterschneidheim-Geislingen, Flur „Lehle“	0,505 ha	im Wald sichtbar
Bopfingen-Flochberg, Industriegebiet Nord-Ost	Ausgrabung seit 1990	
Unterschneidheim-Nordhausen (?) 0,7 km NW	bisher nur vom Luftbild bekannt	

* Besichtigung lohnt sich

Viereckschanze wird heute als Temenos (griechisch) oder Nemeton (keltisch) angesprochen, was mit „heiliger Hain“ oder allgemeiner mit „Kultplatz“ übersetzt werden kann. Besonders wichtig ist ein weiteres Ergebnis der Bopfinger Ausgrabung. Dort wurde nämlich zusätzlich zur Viereckschanze eine zeitgleiche Außensiedlung festgestellt. Verallgemeinert bedeutet dies, daß wir wahrscheinlich bei allen acht Viereckschanzen im Ostalbkreis mit einer entsprechenden Siedlung in unmittelbarer Nähe zu rechnen haben. Damit markieren die Viereckschanzen das spätkeltische Siedlungsgebiet im Landkreis und zwar, wie die neuesten Datierungen nahelegen, für die beiden letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt. Ihre Verbreitung ist, wie schon erwähnt, die gleiche wie für die hallstattzeitlichen Grabhügel, das heißt, daß die Gegend zwischen Rems und Kocher und der Virngrund immer noch siedlungsleer bleiben.

Eine weitere Fundgattung mußte bei der Kartierung unberücksichtigt bleiben. Seit der ausgehenden Mittellatènezeit prägten die Kelten – vor allem nach griechischen Vorbildern – eigene Münzen in Silber und Gold, es sind die im Volksmund so bezeichneten „Regenbogenschüsselchen“, von denen auch im Ostalb-

kreis eine größere Anzahl gefunden wurde. Allerdings sind die Fundmeldungen darüber überwiegend älteren Datums und deshalb außerordentlich schwer nachprüfbar.

Weitere Fragezeichen stehen auch noch hinter der Besiedlung des Ipfs bei Bopfingen in spätkeltischer Zeit: In der Spätlatènezeit entstehen teilweise riesige stadtartige Siedlungen, die von C. Julius Caesar überlieferten Oppida, die mit umfangreichen Wallanlagen geschützt sind. Eine typische Torform dieser Städte ist das Zangentor, und auch die Toranlage der Befestigung, die den Ipfs auf halber Höhe umschließt, zeigt diesen Aufbau. Die Wälle auf dem Ipfs unterhalb des Hochplateaus umschließen etwa 7 ha Fläche, dazuzurechnen ist noch das Hochplateau mit über 2 ha. Diese Dimensionen sowie das in der Spätlatènezeit dicht besiedelte Umfeld des Berges sprechen für ein solches Oppidum auf dem Ipfs. Der Nachweis dafür muß allerdings zukünftigen Ausgrabungen vorbehalten bleiben, wie überhaupt die Spätlatènezeit und vor allem ihr Ende und der Übergang zur Römerzeit ohne Zweifel ein Forschungsschwerpunkt der Zukunft sein wird. Der heutige Kenntnisstand darüber ist jedenfalls äußerst bescheiden. Es ist noch nicht einmal bekannt, wann genau das

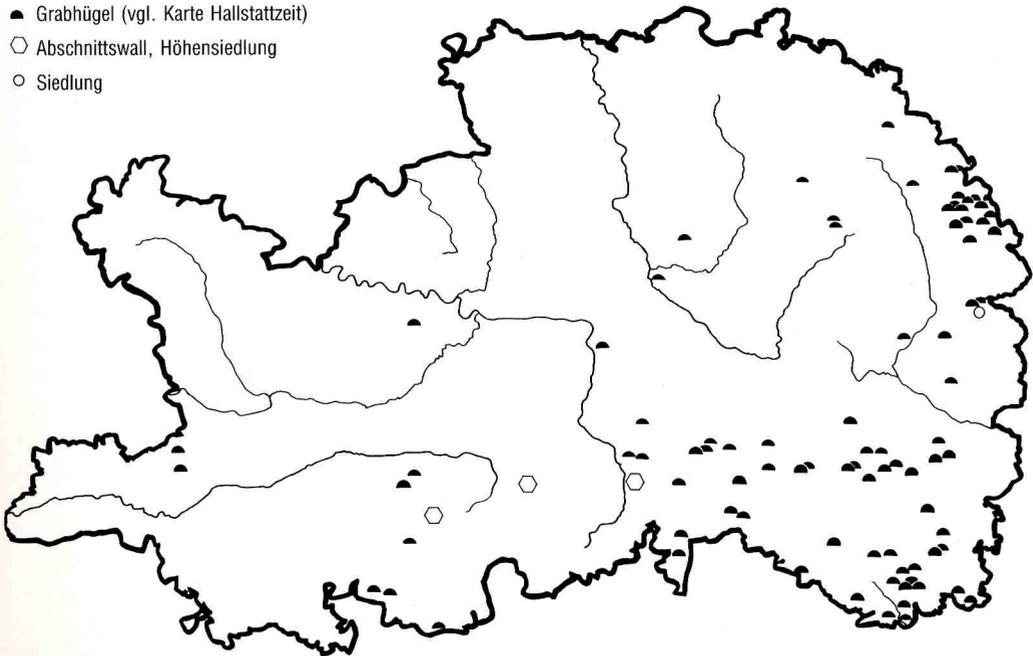
Ende der keltischen Kultur in Süddeutschland anzusetzen ist und in welchem Verhältnis dieses Ende mit den Eroberungen der Römer steht. Das gilt vor allem für Gebiete wie den Ostalbkreis, der nicht in der unmittelbaren Kontaktzone der Kelten und Römer liegt, und für die Zeit zwischen der Zeitenwende und dem Ende des 1. Jahrhunderts, als die Ostalb in die Interessensphäre der Römer rückte.

Vorgeschichtliche Bodendenkmale

Noch wesentlich dichter als die Verbreitungskarten der Bronze- und Hallstattzeit sowie der Latènezeit ist das Kartenbild der bislang nur als vorgeschichtlich anzusprechenden oberirdischen Bodendenkmale. Das betrifft vor allem die vielen Grabhügel und in geringerem Umfang auch einige der sog. Abschnitts-

wälle. Allein von den Grabhügeln, denen man bekanntlich von außen nicht ansieht, welcher Epoche sie angehören, sind 416 Hügel (fast 51 % des Gesamtbestandes) bisher nur als vorgeschichtlich anzusprechen. Zwar werden die meisten dieser Hügel mit hoher Wahrscheinlichkeit der Hallstattzeit zuzurechnen sein, das Fehlen von Funden und Grabungsbefunden zwingt aber hier zur Vorsicht. So wird es auch notwendig, diese Denkmale in einer eigenen Karte zusammenzufassen, die in ihrer Dichte sehr eindringlich unseren heutigen Forschungsstand und seine Begrenztheit zeigt. Auf der anderen Seite spiegelt die Karte aber auch eine erfreuliche Tatsache wider: Sehr viele Grabhügel sind bis heute verschont geblieben und bilden so archäologische Reservate für zukünftige Forschungen.

- ▲ Grabhügel (vgl. Karte Hallstattzeit)
- Abschnittswall, Höhensiedlung
- Siedlung



25 Verbreitung der Bodendenkmale vorgeschichtlicher Zeitstellung

Allerdings sind besonders abgelegene Grabhügelfelder – und die gibt es in den Waldgebieten des Landkreises in großer Zahl – immer mehr durch moderne Grabräuber gefährdet, die schon zahlreiche Hügel geplündert haben. Dabei wird auf der Suche nach vermeintlichen Schätzen nicht nur der gesamte Befund und damit die Aussagekraft eines Hügels für immer zerstört, die Funde werden auch aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen. Gerade die Funde aber sind aus den Hügeln unserer Gegend bei weitem nicht von einem solchen materiellen Wert – mit Edelmetall ist gleich gar nicht zu rechnen, daß sich das Risiko einer Raubgrabung überhaupt lohnen würde. Zudem bedürfen die meisten zunächst der fachkundigen Hand des Restaurators, um den weiteren Zerfall zu stoppen. So lohnt sich also eine Raubgrabung auch in dieser Hinsicht nicht, ganz abgesehen von der Strafverfolgung, die das Denkmalschutzgesetz für solche Fälle vorsieht.

Zur Verbreitungskarte der vorgeschichtlichen Bodendenkmale bleibt noch festzuhalten, daß sie das gleiche Verbreitungsgebiet zeigen wie die Fundstellen der Metallzeiten, so daß sich hinsichtlich der Besiedlungsgeschichte der Landschaften wohl auch in Zukunft keine gravierenden Änderungen ergeben werden.

An der Grenze des Imperium Romanum

Als die Römer frech geworden . . . Wer kennt nicht dieses bekannte Lied, das den Zeitpunkt der Umkehr der römischen Politik in Germanien durch eine Niederlage beschreibt, an der die Römer noch lange Zeit zu verdauern hatten. Damals im Teutoburger Wald verloren sie nicht nur drei ihrer Legionen und zahlreiche Hilfstruppen, damals wurde auch der römische Traum von einer großgermanischen Provinz bis zur Elbe schon in seinen Ansätzen zerstört. Die Besetzungs-

geschichte Süddeutschlands gleicht denn auch mehr einem langsamen schrittweisen Vortasten als einer großartigen Eroberung, und die Einbeziehung ins römische Imperium verdankt die Ostalb nach dem heutigen Forschungsstand auch nicht solchen Eroberungsgelüsten der Römer, sondern vielmehr einer aus strategischen und verkehrstechnischen Gründen notwendig gewordenen Grenzkorrektur.

Seit der Eroberung des Voralpenlandes im Jahre 15 v. Chr. bildeten der Rhein und die Donau die neuen Grenzen des Imperiums, die – und das zeigt den Respekt vor den Germanen – stark militärisch gesichert wurden. Die Rheingrenze zum Beispiel bewachten teilweise bis zu sieben Legionen, was mehr als einem Viertel aller römischen Legionen entsprach. Die Donaulinie wurde von römischer Seite dagegen wohl zunächst als weniger gefährdet angesehen, da hier das Alpenmassiv als natürliche Barriere zwischen den Germanen und Italien stand. Deswegen wurde die Donaulinie zunächst nur von Hilfstruppen gesichert, die von Rom aus den Völkern der Provinzen aufgestellt wurden. Auch erfolgte die Sicherung der Donaulinie relativ spät: Erst unter der Regierung des Kaisers Claudius (41–54 n. Chr.) wurde das Voralpenland zur römischen Provinz erhoben und nach 41 n. Chr. entstanden auch die ersten Kastelle entlang der Donau, die durch eine Straße untereinander verbunden waren. An der oberen Donau sind diese Militärlager etwa einen Tagesmarsch voneinander entfernt. Sie zeigen damit wohl die ursprüngliche Planung zur Absicherung der Donaulinie.

In der Grenzziehung in claudischer Zeit ist dann auch der Grund zu suchen, warum Rom später die Grenzen noch einmal korrigiert hat: Zwischen Rhein und Donau ragte damals noch ein riesiger Keil unbesetzten Gebietes in Gestalt des Schwarzwalds ins römische Reich

hinein und die Straßenverbindung zwischen der Provinz Obergermanien und Raetien mit ihren Hauptstädten Mainz und Augsburg war denkbar schlecht. So mußte der Reisende in claudischer Zeit noch zwischen Mainz und Augsburg – die kürzeste Verbindung führte über Basel und dort ums Rheinknie herum – ganze 640 km zurücklegen. Die Straßen, und damit auch kurze Verbindungen, waren die Lebensadern des römischen Reiches sowohl in wirtschaftlicher wie in militärischer Hinsicht. Deshalb ist es leicht verständlich, daß dieser gewaltige Umweg, der auch die Distanz zwischen den westlichen und den östlichen Provinzen des Reiches betraf, den strategisch denkenden Römern ein Dorn im Auge war. Bereits unter Kaiser Vespasian wurde dann auch dieser Umweg ganz gewaltig abgekürzt. Vespasian, Kaiser von 69–79 n. Chr., kannte die Verkehrsmisere sehr genau, war er doch als junger Mann Kommandant der damals in Straßburg stationierten Legion. So verwundert es auch nicht, daß gerade von Straßburg aus eine neue Verbindungsstraße durch das Kinzigtal im Schwarzwald nach Tuttlingen an die Donau gebaut wurde. Damit wurde die Distanz zwischen Mainz und Augsburg immerhin auf ca. 480 km verkürzt, was bei den damaligen Geschwindigkeiten eine erhebliche Zeiteinsparung bedeutete. Wie wichtig für Rom dieser Umstand war, zeigt, daß für die Eroberung des Gebietes damals ein vergleichsweise hoher Aufwand betrieben wurde, und der Befehlshaber des Unternehmens, der Legat der Provinz Obergermanien, dafür immerhin die Triumphalinsignien erhielt.

Genauso aufwendig wurde das neugewonnene Gebiet durch mehrere Kastelle gesichert und mit Rottweil, dem römischen Arae Flaviae, bekam die Gegend ein neues Zentrum, das in großartiger römischer Manier geplant wurde. Allein schon der Name, zu übersetzen

als „die Altäre der Flavier“, kündigt von der geplanten Bedeutung. Durch einen glücklichen Zufall in Gestalt eines römischen Meilensteines, der bei Offenburg gefunden wurde, sind wir heute über die Zeit dieses wichtigen Straßenbaues informiert. Die Inschrift auf dem Stein bezeichnet das Jahr 74 n. Chr. als Baudatum. Kurz danach kann die Gründung der Kastellkette angesetzt werden, die für die militärische Absicherung des Gebietes verantwortlich war. Auch die Schwäbische Alb rückt um diese Zeit nach 74 n. Chr. in die Interessensphäre der Römer: Die genannte Kastellkette setzt sich mit den Kastellen Gomadingen, Donnstetten und vielleicht auch mit dem in Heidenheim festgestellten Holzkastell weit auf die Schwäbische Alb fort. Die großartigen Pläne mit Rottweil sowie die Kinzigtalstraße wurden allerdings recht bald in ihrer Bedeutung von den weiteren Ereignissen wieder in den Hintergrund gedrängt. Schon nach dem Chattenkrieg der Jahre 83–85 n. Chr. wurde das erwähnte Verkehrsproblem durch die Eroberung des Gebietes zwischen Rhein und Neckar endgültig gelöst. Damals, unter Kaiser Domitian, wurde mit dem Bau des Limes begonnen, und die sog. Neckar-Odenwald-Linie bildete für längere Zeit dann die neue Grenze des Imperium Romanum. Jetzt erst wird der Bau einer neuen Fernverbindung zwischen Mainz und Augsburg möglich, die, wie die große Wandkarte im Limesmuseum in Aalen zeigt, im Prinzip den gleichen Weg nahm wie unsere modernen Autobahnen. Die Distanz zwischen Mainz und Augsburg verkürzte sich damit durch die neue Route über Stuttgart-Bad Cannstatt auf 360 km, im Vergleich zur oben beschriebenen Strecke über Basel eine Einsparung von immerhin 280 km. Auch für das Gebiet des heutigen Ostalbkreises hat die Zeit Domitians Bedeutung: Damals entstanden hier ebenfalls die ersten Straßen und Kastelle.

Die Kastelle aus der Zeit des „Alblimes“

Der Begriff Alblimes stammt aus der älteren Forschung und ist etwas unglücklich gewählt. Er steht für eine Reihe von Kastellen, die mit einer Straße untereinander verbunden waren. Eine Grenzlinie im Sinne des vorderen Limes mit Befestigungen gab es damals noch nicht, und mit der Alblinie wurden lediglich strategisch wichtige Punkte gesichert. So bekam der wichtige Albdurchgang des Kocher/Brenztales als Bewachung die für lange Zeit größte Truppeneinheit der gesamten Provinz Raetien. Um 90 n. Chr. wurde in Heidenheim die Ala II Flavia stationiert, ein über 1000 Mann starkes Reiterregiment, das aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Rheinland auf die Schwäbische Alb verlegt wurde. Mitten im Brenztal baute sich die Truppe ein über 5 ha großes Steinkastell, das heute durch die Heidenheimer Innenstadt überbaut ist. Der Kommandeur der Ala war der ranghöchste Offizier der gesamten Provinz, und Heidenheim war damit das militärische Zentrum für die weitere Umgebung, dem mit Sicherheit die Nachbarkastelle unterstanden, die auch aus dieser Zeit stammen. Für den Ostalbkreis sind dies das Kastell in Bopfingen-Oberdorf und das erst 1987 durch die Luftbildarchäologie entdeckte Lager auf dem Albuch bei Essingen.

Das Kastell in Oberdorf wurde 1912 von Friedrich Hertlein festgestellt und teilweise ausgegraben. Vorausgegangen waren Terra-Sigillata-Funde und die Vermutung, daß hier am Schnittpunkt der beiden schon länger bekannten Römerstraßen sich ein Kastell befinden mußte. Leider waren die Befunde durch einen Steinbruchbetrieb schon erheblich gestört, so daß Hertlein die Umrisse nur in groben Zügen ermitteln konnte.

Demnach hatte das Oberdorfer Kastell die Form eines Trapezes, die Nordseite war

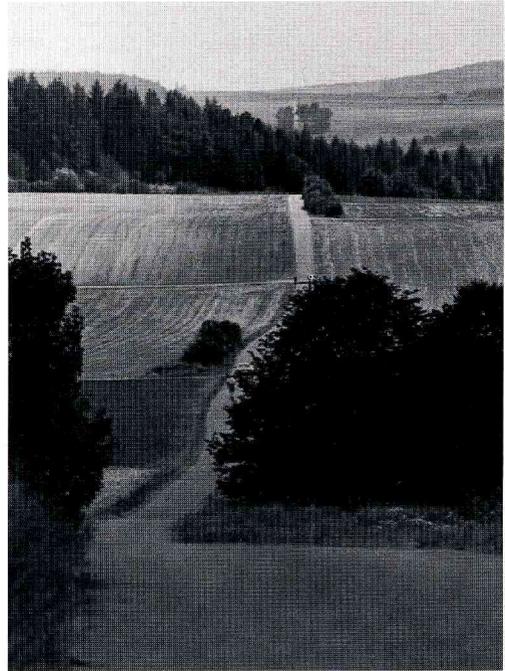
118 m, die Südseite 137 m lang, die West- und Ostseiten 153 bzw. 160 m. Hinter einem Graben fanden sich Pfostenlöcher, die letzten Reste einer sog. Holz-Erde-Mauer, vom West- und Südtor fanden sich jeweils die Standspuren der beiden hölzernen Tortürme. Aufgrund von vielen Tuffsteinen in der Grabenverfüllung vermutete Hertlein, daß die Außenseite der Kastellumwehrung ursprünglich mit diesen Tuffsteinen verkleidet war. Das wäre allerdings ein singulärer Befund, die bislang bekannten „Holz-Erde-Mauern“ hatten entweder eine Mauerschale aus Rasensoden, oder aber die Außenfront bestand aus Palisadenhölzern, an die innen ein durch Holzbalken befestigter Erdwall angeschüttet war. Von den ebenfalls hölzernen Innenbauten fanden sich keinerlei Spuren mehr. Eine Ausgrabung durch das Landesdenkmalamt 1974 bestätigte die Befunde Hertleins, das Kastell hatte tatsächlich keine Steinbauphase. Besonders eindrucksvoll war damals die Freilegung des Lagergrabens, der hier in den anstehenden Fels mühsam eingehauen war. Auch für die Zeitstellung des Lagers ergaben sich keine Neuigkeiten: Bisher wird die Entstehungszeit sehr grob mit dem späten 1. Jahrhundert, das Ende des Kastells im frühen 2. Jahrhundert vermutet. Es ist bislang unklar, ob Oberdorf der direkte Vorläufer des Kastells Buch ist, oder ob zwischen beiden noch ein weiteres Lager zu suchen ist.

Einen Hinweis darauf gibt die sog. Peutinger Tafel, eine spätantike Straßenkarte, in der auch mehrere Stationen aus unserer Gegend verzeichnet sind. Die Station „Opie“ der Karte wird heute aus guten Gründen mit Oberdorf (Opie-Ipf) in Verbindung gebracht, während die Station „Septemiacum“ bisher noch nicht entdeckt wurde. F.Hertlein vermutete sie östlich von Sechtenhausen an der Straße zum nächsten Kastell, Munningen, das bereits auf bayerischem Boden liegt. Der Ver-

lauf der Alblimesstraße, die Heidenheim mit Oberdorf verband und von hier aus weiter nach Munningen lief, gilt auf weite Strecken als gesichert, obwohl auch hier keine eindeutigen Grabungsbefunde vorliegen. Aber ihr Verlauf und ihre Trassenführung auf dem Härtsfeld zeigen so viele Merkmale römischen Straßenbaus, und die Römerstraße hat zudem keinerlei Bezug zu unserem modernen Siedlungsbild, daß ihre Bezeichnung als römische Straße als gesichert gelten darf.

Die Alblimesstraße von Heidenheim her überschreitet die Kreisgrenze südlich von Stetten (Gemarkung Neresheim) und läuft als lange, gerade Linie auf Elchingen zu. Besonders gut sichtbar ist sie vom dortigen Flugplatz aus. Nördlich von Elchingen knickt sie nach Nordosten ab und zieht jetzt in Richtung Michelfeld und von dort aus weiter vom Härtsfeld herunter nach Aufhausen und Oberdorf zum Kastell. Von dort aus in Richtung Itzlingen ist der genaue Verlauf nicht nachgewiesen. Erst wieder nördlich von Wössingen liegt die Römerstraße zum Teil unter der modernen Straße Wössingen – Zipplingen, wo sie nördlich von Wössingen in einem ganz charakteristischen, scharfen Knick nach Osten abbiegt, um dann wieder schnurgerade an Oberwilflingen vorbei in Richtung des bayrischen Kastells Munningen zu verlaufen.

Ganz ähnlich ist die Trassierung der zweiten Römerstraße auf dem Härtsfeld, die Oberdorf mit dem römischen Faimingen verbindet und die ebenfalls schon aus der Zeit des Alblimes stammen könnte. Hier zeigen sich die Prinzipien des römischen Straßenbaus noch deutlicher: Die Straße kommt von Frickingen, Landkreis Heidenheim, her und erreicht die Kreisgrenze südlich vom Fluertshäuser Hof (Gemarkung Neresheim-Köisingen). Praktisch ab Frickingen läuft die Trasse als eine gerade Linie auf ca. 13 km Länge über das Härtsfeld auf Hohenberg, Gemarkung Bopfingen,



26 Die Römerstraße von Faimingen nach Oberdorf bei Ohmenheim

zu, um von dort aus den Abstieg ins Egertal zu machen. Auf der ganzen Strecke, bis hinter die Ortschaft Dehlingen, ist sie heute noch durch einen geteerten Feldweg markiert, und ihr Verlauf ist sogar auf den Satellitenbildern zu erkennen.

Damit ist die verkehrsmäßige Anbindung des Kastells Oberdorf weitgehend klar. Ganz anders ist die Situation beim erst 1987 entdeckten Kastell in den Weiherwiesen auf dem Albuch, Gemarkung Essingen. Seine Stellung innerhalb des beschriebenen Sicherungssystems auf der Alb sowie seine Funktion an dieser doch abgelegenen Stelle auf dem Albuch sind noch weitgehend unklar. Die Ausgrabungen 1990 erbrachten die Spuren eines Holz-Erde-Lagers, das aber wesentlich kleiner ist als das Kastell in Oberdorf. Mit der

Größe 90 x 90 m und einer Innenfläche von 0,6 ha wäre das Lager gerade groß genug gewesen, um einen Numerus, eine Einheit von etwa 130–150 Mann, aufzunehmen. Die wenigen Funde sprechen dafür, das Kastell etwa zeitgleich mit dem in Oberdorf anzusetzen, und auch seine Lage paßt ganz gut in den Verlauf der Alblinie. Sein Standort auf dem Albuch könnte sich durch die schon in vorgeschichtlicher Zeit genutzten Bohnerz- und Eisenschwartzenvorkommen dort erklären; eine weitere Erklärung bietet bereits die Oberamtsbeschreibung von Aalen vom Jahr 1854: Schon dort wird der Albabstieg über den Stürzel bei Essingen als alte Römerstraße vermutet. Damit hätte das Essinger Lager in etwa die gleiche strategische Lage wie das Kastell in Oberdorf, nämlich die Sicherung eines bequemen Albaufstieges. Auf jeden Fall darf man auf weitere Forschungsergebnisse um das Essinger Kastell gespannt sein.

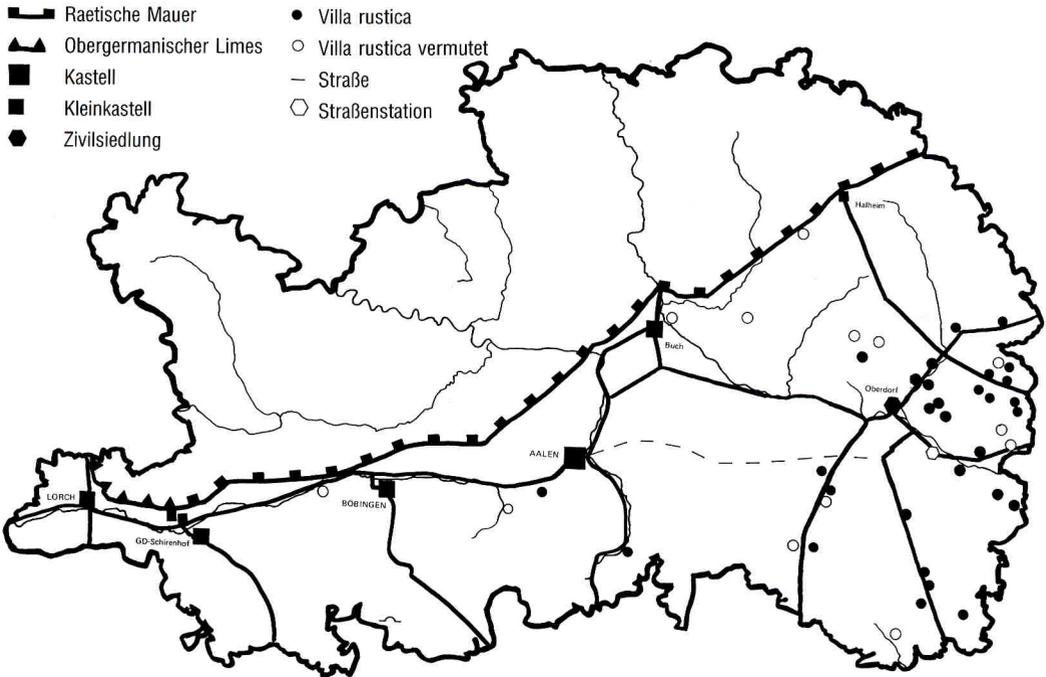
Das Limestor in Dalkingen und die Baugeschichte des raetischen Limes

Schon mit dem ersten Blick auf den Verlauf und die Struktur des Limes im Ostalbkreis fallen zwei unterschiedlich bewachte Streckenabschnitte der Grenze auf: Während der Westteil der Grenze von Lorch bis nach Rainaubuch relativ stark durch Kohortenkastelle mit 500 Mann Besatzung gesichert ist, überwacht den Limesabschnitt von Buch bis zur Landesgrenze nur ein vergleichsweise bescheidenes sog. Numeruskastell in Halheim mit höchstens 150 Soldaten diesen langen Grenzabschnitt. Diese Unterschiede lassen sich mit der Geschichte der beiden Abschnitte erklären, an deren Schnittpunkt ein für die Erforschung des Limes wichtiges Bauwerk steht.

Die von der Reichslimeskommission als Feldwache bezeichnete Ruine wurde 1973 und 1974 vom Landesdenkmalamt unter der Lei-

tung von Dieter Planck ausgegraben und anschließend durch den Ostalbkreis konserviert. Ein wichtiges Ergebnis der Grabung war, daß hier für den raetischen Limes erstmals die komplette Baugeschichte der Grenzbefestigungen nachgewiesen werden konnte. Als erste Bauphase wurden die Spuren eines hölzernen Flechtwerkzauns und eines Holzwachturms angetroffen. Erst in der zweiten Phase wurde die Grenze mit einer regelrechten und durchgehenden Palisade ausgestattet, die nach Ausweis der Funde um das Jahr 150 n. Chr. errichtet wurde. Die erste Bauphase dürfte dementsprechend vor 150 n. Chr. entstanden sein, vielleicht sogar in der Zeit Hadrians (117–138 n. Chr.). Im westlichen Streckenabschnitt der Grenze, von Buch nach Lorch, gibt es allerdings keine solchen frühen Befunde. Eine durchgehende Grenzsicherung wäre auch vor 150 n. Chr. in diesem Abschnitt sinnlos gewesen, da einerseits der vordere obergermanische Limes damals noch nicht gebaut war, und es andererseits an der Linie Buch–Lorch noch keine Kastelle zur Bewachung der Grenze gab. Zusätzlich ist bekannt, daß der raetische Limes von Ost nach West gebaut wurde, wie die Befunde in Bayern nahelegen.

Der geschilderte Forschungsstand läßt somit für die Baugeschichte des Limes im Ostalbkreis nur einen Schluß zu: Schon einige Zeit vor 150 n. Chr. entstand der östliche Abschnitt des Limes von der Landesgrenze bis zum Jagsttal. Er wurde durch die Kastelle Halheim und Buch bewacht, vom Jagsttal bis zum Neckar bestand damals noch eine Lücke in der Grenze, die nur durch die älteren Kastelle des Alblimes gesichert wurde. Erst nach dem Jahr 150 n. Chr. wird diese Lücke geschlossen.



27 Der Ostalbkreis im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr.

Die letzte Grenzkorrektur

In der Regierungszeit des Kaisers Antoninus Pius (138 – 161 n. Chr.) erhält der obergermanisch-raetische Limes seine endgültige Gestalt. Diese für die römische Geschichte in Süddeutschland letzte Grenzkorrektur nach vorne war mit einem groß angelegten Bauprogramm verbunden, das in der Geschichte seinesgleichen sucht und auch das Siedlungsbild des heutigen Ostalbkreises wesentlich veränderte. Wie schon bei dem kurzen Blick auf den Alblimes angedeutet, war die wichtigste Voraussetzung für eine funktionierende Grenzsicherung zunächst die Schaffung der notwendigen militärischen Strukturen in Gestalt von Straßen und befestigten Kasernen. Erst dann werden die Römer daran gegangen sein, auch die äußere Grenzlinie zu befestigen.

Die Vorverlegung der Truppen und die Entstehung der vorderen Grenzlinie läßt sich dank neuer Forschungsergebnisse zeitlich sehr genau eingrenzen. Da ist zunächst das für den raetischen Limes indirekt wichtige Datum der Vorverlegung des Neckar-Odenwald-Limes auf die vordere Linie von Miltenberg am Main bis nach Lorch, die auf die Jahre um 155 n. Chr. zu datieren ist und die für den Bau des raetischen Limes im wahrsten Sinne des Wortes richtungweisend ist. Weiterhin gibt es vom Alblimeskastell Heidenheim sehr genaue Vorstellungen, wann die dort stationierte Truppe abgezogen ist, und schließlich läßt sich der Bau der Kastellreihe von Lorch nach Aalen ebenfalls sehr gut zeitlich fassen. Aufgrund dieses guten Forschungsstandes haben sich die erwähnten Baumaßnahmen wohl in folgender Reihenfolge abgespielt:

Um das Jahr 155 n. Chr. hat die Ala II Flavia ihr Lager in Heidenheim geräumt und mit dem Bau des Kastells in Aalen begonnen. Parallel dazu oder kurz vorher werden die vor allem für den Transport des Baumaterials notwendigen Verbindungsstraßen zwischen den Nachbarkastellen und ins römische Hinterland gebaut worden sein. Auf den Maueräckern in Aalen entsteht in den folgenden Jahren das größte Kastell am gesamten Limes mit einem Flächeninhalt von 6,07 ha. Die Kastellumwehrung und Teile des Zentralgebäudes (Principia) werden als Steinbau ausgeführt, nur die große Reiterhalle wird zunächst als Holzbau errichtet. Die über 1000 Soldaten sind in Baracken (Holz- oder Fachwerkbauten) untergebracht und für die ca. 1100 Pferde der Truppe entstehen innerhalb des Lagers Ställe, deren Aufbau wir nicht kennen, da große Teile des Kastells im Westen durch Überbauung und im Osten durch den St.-Johann-Friedhof heute zerstört sind. Die Bauarbeiten in Aalen sind spätestens im Frühjahr 164 n. Chr. abgeschlossen, wie die Bauinschrift berichtet, die in der Principia gefunden wurde. Gleichzeitig mit dem Lagerbau ist mit der Entstehung der umfangreichen Zivilsiedlung zu rechnen, die zu jedem längerbelegten Militärlager der Kaiserzeit gehört. Hier lebten nicht nur die Familien der Soldaten, hier gab es alles, was für die Versorgung der Soldaten und Zivilisten notwendig war. Außerdem waren die Lagerdörfer Mittelpunkt für die in der Folgezeit einsetzende Besiedlung des Umlandes mit landwirtschaftlichen Betrieben. So gab es im Lagerdorf neben den Kastellen sicher zahlreiche Schankwirtschaften, die durch die Kaufkraft der Soldaten angelockt wurden, zahlreiche Händler und Handwerksbetriebe, wie sie zum Beispiel bei der Ausgrabung des Lagerdorfs in Rainau-Buch nachgewiesen wurden. Zusätzlich ist mit sämtlichen Einrichtungen zu rechnen, die auch heute noch im

Umfeld von Kasernen angetroffen werden. Für die Freizeit und die Hygiene stand den Soldaten und auch der Zivilbevölkerung ein mit allem Luxus ausgestattetes Badegebäude zur Verfügung, daß sich in Aalen wenige Meter nördlich des Militärlagers befand und mindestens 60 m lang war. Das Bad war wohl vor allem im Winter wegen seiner damals schon perfekten Klimatechnik ein bevorzugter Aufenthaltsort. Der Badevorgang in römischer Zeit läßt sich heute noch nachvollziehen anhand der Raumfolge der in Schwäbisch Gmünd und Rainau-Buch ausgegrabenen und konservierten Badeanlagen.

Zeitlich und auch strukturell ähnlich hat man sich die Entstehung der Kastellkette von Lorch über Schwäbisch Gmünd-Schirenhof bis nach Böbingen vorzustellen, nur daß die genannten drei Kastelle erheblich kleiner waren als das Lager in Aalen. Gleiches gilt auch für die Kastelle Buch und Halheim die, wie oben bereits erwähnt, noch einige Jahre älter sein könnten. In diesen durchschnittlich zwei Hektar großen Lagern waren – wahrscheinlich nur teilweise berittene – Kohorten mit etwa 500 Mann Stärke untergebracht, nur im noch kleineren Kastell Halheim war es ein sog. Numerus mit etwa 130 Soldaten. Nur für das Kastell in Schwäbisch Gmünd-Schirenhof kennen wir auch den Namen der Truppe: Dort war bis zur Aufgabe des Limes die Cohors I Raetorum stationiert, die ursprünglich aus dem alpinen Stamm der Raeter aufgestellt worden war, wie ihr Name beweist.

Jedes der Kastelle war mit einer Straße mit dem Hinterland verbunden und in der Folgezeit erhielt auch die Remstalstraße und ihre Verlängerung ins Ries eine überragende Bedeutung. Sie war in der Limeszeit die kürzeste Verbindung von Regensburg (und damit von den östlichen Provinzen) ins Rheinland, so daß die Entdeckung der römischen Straßenstation in Bopfingen im Egertal an dieser

Tabelle 4: Römische Kastelle im Ostalbkreis

Ort	Fläche	Bauart	Besatzung	Datierung
Alblimes				
Essingen	0,6 ha	Holz/Erde	Numerus? (160 Mann)	Ende 1./Anf. 2. Jh.
Oberdorf	1,7 ha	Holz/Erde	Kohorte (500 Mann)	um 90 – 130 ??
Vorderer Limes				
Lorch	2,47 ha	Stein	Kohorte	um 150 – 260
Schirenhof	2,0 ha	Stein	Cohors I Ractorum	um 150 – 260
Böbingen	2,0 ha	Stein	Kohorte	um 150 – 260
Aalen	6,07 ha	Stein	Ala II Flavia (1000 Mann)	164* – 260
Buch	2,1 ha	Stein	Kohorte	vor 150? – 260
Halheim	0,67 ha	Stein	Numerus	vor 150? – 260

* 164 n. C.: Inschriftlich datierter Abschluß der Bauarbeiten



28 Der römische Gutshof in der Flur Weilen, Riesbürg-Goldburghausen, zeichnet sich mit Haupt- und Nebengebäuden und der Umfassungsmauer in der Luftaufnahme im Acker ab.

wichtigen Straße nicht überrascht. Es ist allerdings der einzige archäologische Nachweis dieser Römerstraße, die damals schon genau so breit war wie die wenige Meter entfernt verlaufende moderne B 29. Für die übrige Route und auch für die anderen genannten Straßen gibt es nur teilweise geringe Spuren, so z. B. ein Luftbild des Straßenzuges westlich von Aalen. Ihr Verlauf ergibt sich jedoch durch die Standorte der Kastelle und durch die Topographie, so daß die Einzeichnung der Straßenzüge in die Karte im großen und ganzen gerechtfertigt ist, lokale Abweichungen aber immer noch möglich sind.

Am Rande der Straßen entstanden, wahrscheinlich auch noch im 2. Jahrhundert, eine große Zahl von landwirtschaftlichen Betrieben, allein im Ostalbkreis sind bis heute 37 bekannt. Wie die Karte zeigt, konzentrieren sie sich vor allem auf dem Härtsfeld und im westlichen Ries. Den Aufbau dieser Gutshöfe zeigt sehr schön das Luftbild der Villa Rustica in der Flur „Weilen“, Gemarkung Riesbürg-Goldburghausen, auf dem sogar die Raumaufteilung des Wohngebäudes sichtbar ist: Um das repräsentative Hauptgebäude gruppieren sich weitere Steingebäude, Wirtschaftsbauten, Ställe und natürlich das Badegebäude, das auch hier zum römischen Standard gehört. Der ganze Komplex wird umgeben von einer Steinmauer, die durch ein Tor unterbrochen wird, das auch, wie im Beispiel der Villa rustica in Trochtelfingen, architektonisch aufwendig gestaltet sein kann.

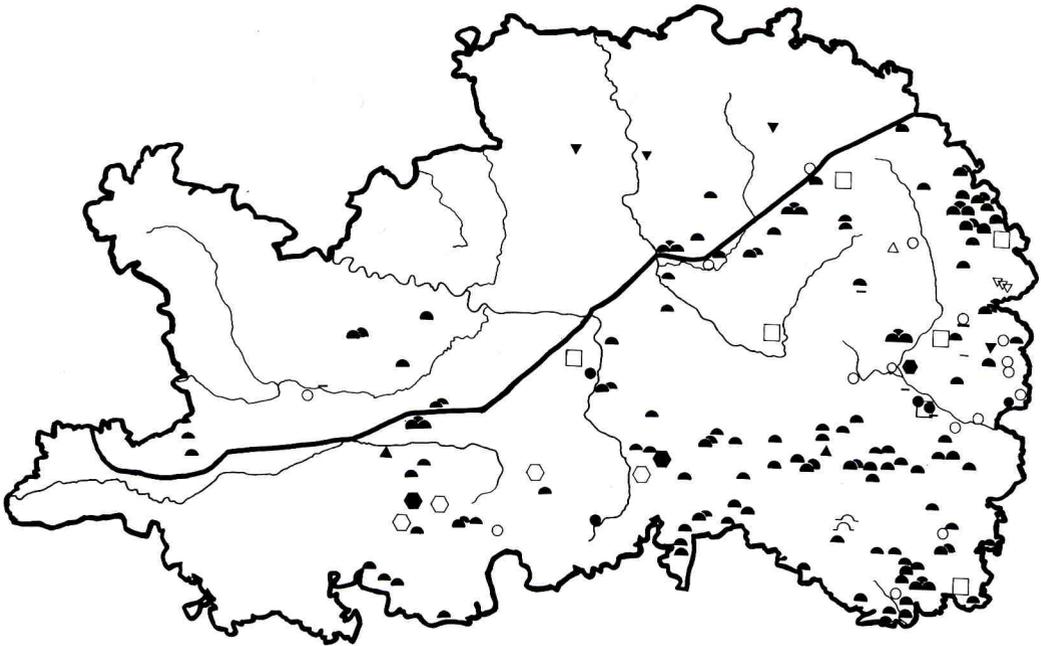
So entwickelt sich nach dem Bau des Limes eine relativ dichte Besiedlung des Härtsfeldes und seines Vorlandes. Nach welchen Kriterien die Römer ihre Grenze damals gezogen haben und welchen Siedlungsraum sie damit abgegrenzt haben, wird der Vergleich mit der Verbreitung der vorgeschichtlichen Fundstellen zeigen.

Wie mit dem Lineal gezogen: Der Verlauf des Limes

Mit ca. 548 km Länge ist der obergermanisch-raetische Limes das größte Bodendenkmal in Europa. Im Ostalbkreis, an der Grenze zwischen den beiden römischen Provinzen Obergermanien und Raetien, beginnt im Rotenbachtal bei Schwäbisch Gmünd der 168 km lange raetische Limes. Auf etwa 52 km durchschneidet er diagonal das Gebiet des heutigen Landkreises und teilt es in zwei fast gleich große Abschnitte. Die Planvorgaben bei der Trassierung der Grenze durch die römischen Ingenieure sind offensichtlich: Man wollte eine möglichst gut zu überwachende Grenze – deswegen der auf weite Strecken schnurgerade Verlauf und eine möglichst kurze Grenzziehung – deswegen die geringe Rücksichtnahme auf lokale Gegebenheiten. So zeigt sich uns der Limes im Ostalbkreis als eine Aneinanderreihung von 23 geraden Einzelstrecken, die stumpfwinklig zusammentreffen und, abgesehen von einigen Extremwerten, eine Länge zwischen 600 und 3000 m haben.

Seit der Erforschung des Limes durch die Reichslimeskommission beschäftigt der offenbar großräumig geplante Verlauf der Grenze die Forschung bis zum heutigen Tag. Schon früh wurde festgestellt, daß der Limes ganz bewußt das Keuperbergland um Ellwangen ausspart und fruchtbare Gebiete wie das Nördlinger Ries miteinbezieht. Auch der verkehrstechnische Aspekt, vor allem die Bedeutung der wichtigen Ost-West-Verbindung durch die Täler der Eger, der oberen Jagst, des oberen Kochers und der Rems entlang des Albtraufs wurde schon mehrfach betont. Vor diesem Hintergrund ist es reizvoll, den Limesverlauf mit der Kartierung der vorgeschichtlichen Fundstellen zu vergleichen.

Da das Verbreitungsgebiet der jungsteinzeitlichen Fundstellen bis heute noch kein eindeu-



29 Der Verlauf des Limes und die vorgeschichtlichen Bodendenkmale und Fundstellen

tiges Bild zeigt, wurden nur die Fundpunkte der Metallzeiten (von der Bronzezeit bis zu Latènezeit) herangezogen. Und hier bietet sich nach heutigem Forschungsstand ein sehr klares Bild: Nur ganz wenige metallzeitliche Fundpunkte, darunter einige, die man mit einem Fragezeichen versehen müßte, liegen außerhalb des späteren Limes. Ein Zahlenvergleich unterstreicht dies: Von den insgesamt 822 bekannten vorgeschichtlichen Grabhügeln liegen 744 innerhalb und nur ca. 78 außerhalb des Limes. Von diesen 78 Grabhügeln wiederum sind noch die Hügelfelder „Stockwiesen“, Gemarkung Heuchlingen, mit zwölf Hügeln und „Wagenhardt“, Gemarkung Rainau-Dalkingen, mit 46 Hügeln abzuziehen, da sie unmittelbar am Limes liegen. Übrig bleiben dann noch 20 Grabhügel, davon gehören allein 16 zu einer Gruppe im Wald „Hag“ auf

der Gemarkung Schechingen, die deutlich außerhalb des Limes liegen.

Damit bietet sich durch die Kartierung der metallzeitlichen Fundstellen noch eine weitere Erklärung für den Verlauf des Limes im Vorland der Ostalb an: Der Limes scheint hier nichts anderes zu sein, als die – freilich lineare – Begrenzung des keltischen und vorkeltischen Siedlungsraumes nach Norden. Außerhalb des Limes liegt nur eine kleine Siedlungsinsel in der Gegend um Schechingen, die offensichtlich in der Hallstattzeit entstanden ist und vielleicht bis in die Latènezeit besiedelt war. So haben sich die Römer scheinbar hier damit begnügt, den alten keltischen Siedlungsraum in Besitz zu nehmen, der Virngrund und der Schwäbische Wald auf dem Gebiet des Ostalbkreises bleiben noch für lange Zeit ein dichter Urwald.

Von der Palisade zur Teufelsmauer

Für die Entstehung der Limeslinie zwischen Rainau-Dalkingen und dem Rotenbachtal in Schwäbisch Gmünd gibt es drei direkte zeitliche Anhaltspunkte. Zwei davon wurden auf naturwissenschaftlichem Wege gewonnen und zwar jeweils am Beginn und am Endpunkt der genannten Strecke. In den Talauen von Jagst und Rotenbach hatten sich die gespaltenen Eichenstämme von 40–60 cm Stärke, deren glatte Seite nach außen zeigte, in den feuchten Böden noch gut erhalten. Die dendrochronologische Untersuchung ergab für die Hölzer im Jagsttal ein Fälldatum von 165 n. Chr., die im Rotenbachtal verbauten Hölzer wurden im Winter 163/164 n. Chr. geschlagen.

Beide Daten passen gut zu den im Kastell Aalen ermittelten: Die Holzständer der großen Reiterhalle datieren 160 ± 10 n. Chr., die erwähnte Bauinschrift in die Jahre 163/164



30 Reste der Limespalisade bei Rainau-Schwabsberg (Grabungsfoto 1976)

n. Chr. Auch der archäologische Befund vom Limestor Dalkingen bestätigt die naturwissenschaftlichen Daten. Dort wurde im Bauhorizont des steinernen Wachgebäudes, das gleichzeitig mit der Limesmauer errichtet wurde, eine sehr gut erhaltene Münze der Lucilla, geprägt 161–169 n. Chr. gefunden, die zumindest nahelegt, daß die Limesmauer noch im späten 2. Jahrhundert gebaut wurde. Bisher hatte man die Teufelsmauer immer der Regierungszeit Caracallas zugeschrieben (211–217 n. Chr.).

Die aufgezählten Daten bestätigen damit, daß man spätestens um das Jahr 170 n. Chr. mit einer durchgehenden Grenzsicherung zu rechnen hat. In welcher Form allerdings ist noch nicht abschließend geklärt. Bei der Ausgrabung des Wachtpostens 12/77 zwischen Buch und Schwabsberg wurden zwar die Reste der Limesmauer und die Grundrisse zweier, zeitlich aufeinanderfolgender Steintürme angetroffen, eine Holzbauphase, zumindest eine Palisade, wurde aber nicht festgestellt. So steht zwar so gut wie fest, daß der Abschnitt zwischen dem Jagst- und dem Rotenbachtal gleich mit steinernen Wachtürmen ausgestattet wurde, ob allerdings jemals eine durchgehende Palisade vorhanden war, oder ob gleich eine Mauer errichtet wurde, läßt sich mit Sicherheit noch nicht sagen. Die gefundenen Palisadenreste in den Tälern sind für beides kein Beweis, da anzunehmen ist, wie auch in der Limesanlage in Hüttlingen dargestellt, daß die raetische Mauer im Auebereich der Täler wegen der Fluß- und Bachläufe durch Palisadenabschnitte unterbrochen war. Die Bauge-schichte der übrigen Limesstrecken, besonders die des äußeren obergermanischen Limes, spricht allerdings dafür, daß auch hier zwischen Rotenbachtal und Jagst zunächst mit den Steintürmen eine Palisade entstanden ist, die dann später durch die Teufelsmauer ersetzt wurde.

Die Überreste der Mauer sind auf weite Strecken als Schuttwall erhalten, der besonders gut in den Wäldern wie im Mahdholz in Buch zu sehen ist. Dort wurde auch die Limesmauer zusammen mit den erwähnten Wachtürmen ausgegraben und im Anschluß die Turmfundamente konserviert sowie die Mauer in ihrer ursprünglichen Höhe rekonstruiert. Die 1,1 m starke Limesmauer war noch mehrere Steinlagen hoch erhalten und in der üblichen römischen Mauertechnik als Schalenmauer ausgeführt. Besonders überraschte die mit nur rund 20 cm sehr geringe Fundamentierung des sonst recht massiven Bauwerks. Am Steinwachturm konnten noch Reste eines Verputzes festgestellt werden, in den mit dem Fugeisen Rillen gezogen waren, die rot ausgemalt dem Bau das Aussehen eines Quadermauerwerks verleihen sollten. Vor allem in jüngerer Zeit wurde ein derartiger Verputz auch an und in den Kastellen angetroffen (vgl. die Rekonstruktion an der Saalburg), so daß auch durchaus mit einem entsprechenden Aussehen der Limesmauer gerechnet werden kann. Nachgewiesen wurde ein Verputz an der Teufelsmauer allerdings bisher nicht, genauso wie ihre ursprüngliche Höhe sowie das Aussehen der Mauerkrone wohl Spekulation bleiben wird. Um ihre Funktion zu erfüllen, dürfte jedoch die in Buch angenommene Höhe von 2,97 m (= 10 römische Fuß) der ursprünglichen sehr nahe kommen. Beim Bau der abgeschrägten Mauerkrone hat man sich bei der Rekonstruktion an der Handwerkstradition orientiert. Große Steinplatten, wie oft abgebildet, haben sich bisher entlang des Limes keine gefunden.

Der Name Teufelsmauer, der wohl im Mittelalter entstanden ist und auch heute noch auf den Landkarten verzeichnet ist, kündigt vom Respekt unserer Vorfahren vor diesem imposanten Bau auch noch zu einer Zeit, als die Funktion des Limes schon längst vergessen

war. Auch aus heutiger Sicht ist die Leistung der Römer zu bewundern. Allein schon der Transport des Baumaterials für die insgesamt 168 km lange Mauer mit ihren fast 300 Wachtürmen ist für die damalige Zeit ein immenser Aufwand. Für den Bau des Limes und seiner Türme mußten mehr als eine halbe Million Kubikmeter Steine gebrochen, transportiert und vermauert werden.

Caracalla und die Alamannen: Der gekaufte Sieg ?

Ein am gesamten Limes einmaliges Bauwerk ist eng mit den historischen Ereignissen verknüpft, die im 3. Jahrhundert n. Chr. zum Fall des Limes und zur Aufgabe der Gebiete östlich des Rheins und nördlich der Donau – also zum Rückzug der Römer – führten. Gleichzeitig taucht erstmals der Name der Angreifer in der historischen Überlieferung auf.

Als letzte von insgesamt fünf Bauphasen ergaben die Ausgrabungen am Limestor in Rainau-Dalkingen die Reste eines monumentalen Torbaus. Die Südwand des schon länger bestehenden Wachgebäudes wurde abgetragen und durch eine Prunkfassade mit bis zu 3,4 m Stärke ersetzt. Das aufgehende Mauerwerk war noch fast zwei Meter hoch erhalten und zeigte für einen Bau am Limes eine ungewöhnlich qualitätvolle Ausführung. Die Front des Baus war reich gegliedert und verziert. Links und rechts der Tordurchfahrt befanden sich zwei rechteckige Felder, die mit Netzmauerwerk (*Opus reticulatum*) ausgefüllt waren und von je zwei Pilastern flankiert wurden. Beides, Netzmauerwerk und Pilaster, bestanden aus sehr sorgfältig zugesägten Kalktuffsteinen von der Schwäbischen Alb. Sie wurden nach unten durch ein Sockelgesims abgeschlossen. Das ganze Bauwerk hatte im Vergleich zur Limesmauer eine unge-

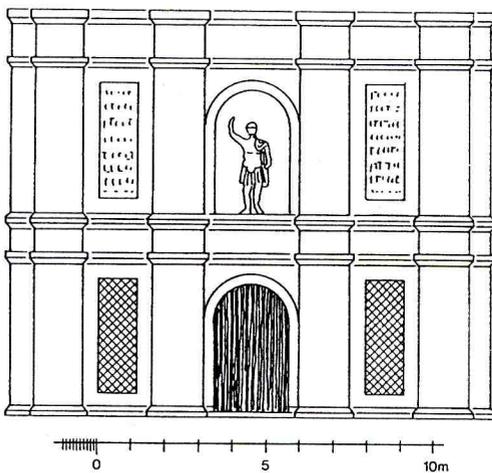
wöhnlich massive Fundamentierung, die allein schon für eine große Höhe des ehemaligen Tores spricht. (Die abgebildete Rekonstruktion geht von 12 m Höhe aus.)

Damit zeigt das Limestor – wenn auch in provinzieller Form – alle konstruktiven Details eines römischen Triumphbogens, wie er vornehmlich in den großen Metropolen des römischen Reiches anzutreffen ist. Ein Triumphbogen setzt aber gleichzeitig nach römischem Verständnis ein historisches Ereignis voraus, wie z. B. eine Stadtgründung oder einen militärischen Erfolg. Die über 50 Bruchstücke einer überlebensgroßen Bronzestatue, darunter ein Schwertgriff mit dem Knauf in Form eines Adlerkopfes, die bei der Ausgrabung im Schutt vor dem Bauwerk gefunden wurden, bilden ein weiteres Indiz für die ehemalige Bedeutung. In oder auf dem Bau muß sich früher die Statue eines römischen Kaisers befunden haben, der engen Bezug zum Limestor in Dalkingen gehabt hat. Der archäologische Befund wies die Richtung, wann das erwähnte historische Ereignis zu suchen war und wel-

chen Kaiser es unmittelbar betraf: Der Triumphbogen entstand nach Aussage der Funde im frühen 3. Jahrhundert und kann damit nur mit dem Feldzug Kaiser Caracallas gegen die Alamannen und seinem Sieg im Jahre 213 in Zusammenhang gebracht werden. Über beides, den Feldzug und den großartig gefeierten Sieg, berichten einige historische Quellen, die durch mehrere Inschriften ergänzt werden.

Demnach haben sich die Ereignisse damals etwa folgendermaßen abgespielt: Im Frühjahr 213 n. Chr. kam Kaiser Caracalla in die Provinz Raetien und hielt sich zunächst einige Zeit in Faimingen an der Donau auf, wo er anscheinend im dortigen Apollo-Grannus-Tempel Heilung von seinen Wahnvorstellungen suchte. Anlässlich seines Besuches ließ er dort die Straßen und Brückenbauten erneuern, wie die Inschriften auf zwei Meilensteinen beweisen. Inzwischen wurde für den geplanten Feldzug ein gewaltiges Truppenaufgebot zusammengezogen. Bereitstellungsort war vermutlich bei Aalen, das damals Standort der größten Hilfstruppe am Limes war. Am Feldzug nahmen vermutlich Vexillationen (Abordnungen) der in Regensburg, Straßburg und Mainz stationierten Legionen teil, die unter dem Kommando des römischen Senators C. Octavius Appius Suetrius Sabinus zusammengefaßt wurden. Zusätzlich wurden zwei komplette Legionen nach Raetien abkommandiert: Die Legio II Traiana kam aus dem ägyptischen Alexandria und die Legio II Adiutrix aus Aquincum, dem heutigen Budapest. Weitere Feldzugsteilnehmer waren sicher zahlreiche Hilfstruppen, darunter die in Aalen stationierte Ala II Flavia.

Mit diesem, weit über 10 000 Mann starken Heer überschritt der Kaiser nach den Aufzeichnungen der stadtrömischen Arvalbrüder, eines Kollegiums, das sich dem Kaiserkult widmete, am 11. August 213 n. Chr. den raetischen Limes, wahrscheinlich beim er-



31 Limestor Dalkingen. Rekonstruktionsversuch von W. Kleib

wählten Limestor in Dalkingen. Der römische Historiker Sextus Aurelius Victor überliefert den weiteren Gang der Ereignisse: „Die Alamannen, einen Stamm mit zahlreichen Angehörigen, der ausgezeichnet zu Pferde kämpft, besiegte er (Caracalla) völlig in der Nähe des Flusses Main.“

Der errungene Sieg war bereits am 6. Oktober 213 in Rom bekannt und wurde von der römischen Propaganda nach Kräften ausgeschlachtet. Caracalla nannte sich fortan „Germanicus Maximus“ (der größte Bewinger der Germanen), ein Ehrentitel der besonders auf den Münzen der nächsten Jahre erscheint. Die Legio II Traiana verdiente sich beim Feldzug den Ehrenbeinamen „Germanica“.

Was waren aber nun das für Leute, die Caracalla in der Nähe des Main „völlig“ besiegte? In den Aufzeichnungen der Arvalbrüder werden sie zunächst nur als Germanen bezeichnet, erst der zeitgenössische Geschichtsschreiber Cassius Dio erwähnt in seiner Römischen Geschichte den genauen Namen des Kampfverbandes: Alamannen. Sie waren nach Agathias, der sich auf einen älteren Schriftsteller bezieht, „ein zusammengewürfeltes Mischvolk“ und das „würde auch ihre Bezeichnung ausdrücken“. Dem widerspricht auch der heutige Forschungsstand nicht.

Demnach waren die Alamannen zunächst nur ein Kampfverband, der sich hauptsächlich aus Sueben aus dem mittleren Elbgebiet gebildet hatte. Ihre Gefährlichkeit für Rom wurde damals richtig eingeschätzt, deswegen auch das verhältnismäßig große Truppenaufgebot beim Feldzug gegen sie. Der errungene Sieg wurde immerhin für so wichtig angesehen (oder hochgespielt?), daß an der Stelle, an der Caracalla den Limes überschritten hatte, ein Triumphbogen errichtet wurde. Anders läßt sich die Prunkfassade am Limestor in Dalkingen, an einer doch sehr abgelegenen Stelle, nicht erklären. Der Feldzug hatte auch aus hi-

storischer Sicht durchaus Erfolg. Die Alamannen gaben danach noch volle 20 Jahre Ruhe. Über die damals eingesetzten Mittel, die letztendlich zum Sieg führten, gab es allerdings schon im zeitgenössischen Rom geteilte Meinungen. Nicht unbedingt die Version der kaiserlichen Propaganda vertrat dabei der schon erwähnte Cassius Dio: „Antoninus (Caracalla) zog gegen die Alamannen, erkaufte aber den Sieg, oder was so aussah, mit Geld.“

Diese zweite Version der Ereignisse würde auch aus heutiger Sicht sehr gut zur üblichen römischen Politik und vor allem zum überlieferten Charakter des Kaisers Caracalla passen.

Spätzeit und Landnahme

20 Jahre hielt der Friede an der Grenze, und so lange stand auch der Triumphbogen in Rainau-Dalkingen. In den Alamannenstürmen der Jahre um 233 n. Chr. wird er zerstört und die bronzene Kaiserstatue von ihrem Sockel gerissen. Für die Bewohner des Limesgebietes beginnt jetzt eine unruhige Zeit. Zahlreiche Münzschatze dieser Jahre, die in den Brunnen im Lagerdorf Buch deponierten Gegenstände und schließlich archäologisch nachgewiesene Zerstörungen sprechen eine deutliche Sprache. In den beiden ausgegrabenen Kastellbädern am vorderen Limes, in Schwäbisch Gmünd-Schirenhof und in Rainau-Buch wurden Zerstörungen festgestellt sowie eine deutliche Reduzierung des Baubestandes nach dem Wiederaufbau. Die Alamannen hatten für ihren großen Angriff einen günstigen Zeitpunkt gewählt: Ein großer Teil der Grenzschutztruppen befand sich in Persien und war dort in Kämpfe mit den Sassaniden verwickelt. In einer Gegenoffensive gelang es Maximinus Thrax im Jahr 236 n. Chr. die Alamannen wieder aus dem Limesgebiet zu vertreiben. Die letzten Jahrzehnte der Römerherrschaft

bis zum Jahr 260 n. Chr. brachten aber immer wieder neue Angriffe.

In den Jahren 259/60 n. Chr. nutzten die Alamannen erneut innenpolitische Schwierigkeiten der Römer und griffen diesmal mit Erfolg an. Das Jahr 260 n. Chr. gilt als Endpunkt für die militärische Präsenz der Römer im Limesgebiet. Allerdings wird das Datum vor allem in jüngster Zeit immer wieder in Frage gestellt. Grund dafür sind die Münzreihen der römischen Orte, die teilweise erheblich über das Jahr 260 hinausreichen. Auch aus Aalen und Rainau-Buch gibt es jüngere Funde, die zumindest darauf hindeuten, daß Teile der Zivilbevölkerung in den Lagerdörfern am Limes geblieben sind. Das würde auch erklären, daß einige alte keltische Namen an die Alamannen weitergegeben wurden und bis heute im Gebrauch sind. Beispiele dafür sind die keltischen Bezeichnungen Ipf, Kocher und Jagst. Und auch der heutige Name der Stadt Aalen ist wohl nicht aus dem germanischen Wortschatz entnommen. Er läßt sich vielmehr mit der dort stationierten Truppe, der Ala erklären.

Sie kamen, sahen, blieben. . .

„Das Jahr 260 n. Chr. ist die Geburtsstunde des alamannischen Stammes als Staatsgebilde.“ So beschrieb 1978 Rainer Christlein die Entstehung des ersten germanischen Territoriums auf ehemals römischem Gebiet. Auch für die Ostalb haben die Ereignisse im 3. Jahrhundert eine weitreichende Bedeutung: Zunächst findet damals der zweite radikale Wechsel in der Bevölkerung statt. Nach den Kelten und den Römern kommen jetzt mit den Alamannen erstmals germanische Siedler in das Gebiet des heutigen Ostalbkreises, die als unsere direkten Vorfahren anzusprechen sind. Sie legen in den folgenden Jahrhunderten die Grundlagen für unser heutiges

Siedlungsbild und sind die Gründer unserer heutigen Städte und Gemeinden. Damit kann man seit dieser Zeit erstmals von „unserer“ Geschichte sprechen und nicht nur von der Besiedlungsgeschichte des Landes. Chronologisch gliedert sich die alamannische Frühgeschichte in zwei große Abschnitte, die sich auch im archäologischen Fundbild sehr stark voneinander unterscheiden. Die Zeit zwischen 260 und 482 n. Chr. wird allgemein als Völkerwanderungszeit, der folgende Abschnitt von 482 bis 714 nach der regierenden Dynastie als Merowingerzeit bezeichnet.

Die Völkerwanderungszeit

Zeiten des Umbruchs wie das 3. Jahrhundert sind archäologisch sehr schwer zu fassen. Das betrifft nicht nur die frühen Alamannen, auch die Zeit der späten Kelten, vor allem die Frage nach dem Schicksal der hier ansässigen Bevölkerung, ist bislang so gut wie gar nicht geklärt. Die oben erwähnten und bis heute überlieferten Flußnamen setzen aber eine wie auch immer geartete Kontinuität in der Bevölkerung voraus, die sich bis heute unserer Kenntnis entzieht.

Einige wenige Funde und die ebenfalls schon erwähnten Münzreihen deuten aber auf ein Weiterbestehen der römischen Siedlungsplätze in unserer Gegend hin, zumindest bis ins 4. Jahrhundert hinein. So wurde in der Siedlung in Oberdorf eine frühalamannische Fibel, im Kastell Böbingen ein Kamm, vor dem Nordtor des Kastells Buch ein spätrömischer Kontorniat und im benachbarten Heidenheim in der römischen Siedlung frühalamannische Keramik angetroffen. Weitere völkerwanderungszeitliche Funde im Landkreis stammen vom Goldberg und vom Rosenstein bei Heubach, wo eine Höhsiedlung der Alamannen angenommen wird. Echte Siedlungsbefunde aus dieser Zeit gibt es allerdings bis-

her nur aus dem Landkreis Heidenheim. Dort wurde in Sontheim im Stubental eine frühe Siedlung ausgegraben, die bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts reicht und etwa zwei Generationen lang bewohnt war. Auch in Heidenheim-Schnaitheim und in Großkuchen wurden entsprechende frühe Befunde ausgegraben, die nahelegen, daß auch mit solchen frühen Siedlungen im Ostalbkreis zu rechnen ist.

Trotzdem ist die nur schwer zu fassende frühe Besiedlung nur zum Teil ein Ergebnis des schlechten Forschungsstandes. Die Siedlungsspuren und vor allem die Gräber sind zwar äußerst schlecht zu entdecken, da die Alamannen zunächst die Sitte der Totenverbrennung aus ihrer elbgermanischen Heimat auch hier weiter betrieben haben, und die unauffälligen Brandgräber (vgl. die der Urnenfelderzeit) sich nur als dunkle Verfärbung in einem Bodenaufschluß abzeichnen, die Zahl der landesweit bekannten Bestattungen ist aber genauso gering. So ist damit zu rechnen, daß die Bevölkerungsdichte in den ersten beiden Jahrhunderten der alamannischen Anwesenheit weitaus geringer war als in der späteren Merowingerzeit.

Die Reihengräberfriedhöfe der Merowingerzeit

Im 5. Jahrhundert übernehmen die Alamannen die fränkische Sitte, die Toten, mit Beigaben versehen, in Körpergräbern zu bestatten, die in Reihen angelegt werden. Diese Friedhöfe zeigen erstmals einen konkreten Lagebezug zu unseren heutigen Siedlungen, so daß ein jeweiliges Gräberfeld gleichzeitig den Beginn einer Siedlung – also die Zeit der Gründung erbringen kann. Die Friedhöfe zeigen eine recht einheitliche Lage: Sie befinden sich bis zu 300 m oberhalb des Ortskernes in leichter Hanglage.

Durch die Grabbeigaben, die einem modischen Wandel unterworfen waren, gelingt es der Forschung heute, die Zeit der Grablegung sehr genau zeitlich einzugrenzen, und so werden nicht nur Aussagen über das einzelne Individuum sondern vielmehr über die Struktur und Größe der zugehörigen Siedlung möglich. Aus der Vielzahl der Bestattungen kristallisiert sich die Tracht und Bewaffung der Alamannen heraus, die je nach den persönlichen Verhältnissen des einzelnen mehr oder weniger aufwendig sein konnte.

Die Frauen wurden mitsamt ihrer „Gerade“, d. h. mit ihrem Schmuck, mit Geräten aus dem Haushalt und mit Spinnzeug bestattet. Dazu kam oft noch ein Gefäß mit der Wegzehrung für die Reise ins Jenseits. Besonders der Schmuck, seine Verzierung und Tragweise, veränderte sich im Laufe der Zeit, so daß die Schmuckbeigaben zum wichtigsten Datierungsinstrument für die Frauengräber geworden sind. Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts war die sog. Vierfibeltracht die Standardausrüstung der wohlhabenden Alamannin. Zwei große Bügelfibeln wurden als Verschluss am Rock getragen, zwei kleinere Fibeln befanden sich im Brustbereich. 100 Jahre später ändert sich diese Tracht: Jetzt dominieren einzeln getragene Fibeln im oberen Brustbereich und dazu kommen seit etwa 600 auch wieder vermehrt Ohringe. Außerdem gehört ein umfangreiches Gürtelgehänge mit Amuletten und ähnlichem jetzt zur Tracht, die noch durch Fingerringe, Haarnadeln und Perlenketten während der gesamten Reihengräberzeit ergänzt sein konnte.

Auch für die Männergräber gab es eine ähnliche Standardausrüstung. Der alamannische Krieger wurde mit seinem „Heergewäte“ bestattet, d. h. seiner ganzen Waffenausrüstung. Dazu gehörte das wohl von der römischen Reiterei übernommene Langschwert, das typisch alamannische einschneidige Hiebmes-

Tabelle 4: Chronologie der alamannischen Gräberfelder im Ostalbkreis

Ort	Zahl der Gräber	Belegungsdauer (ca.)				Siedlung
		400	500	600	700	
Neresheim	152 (300)		█	█	█	Weiler
Lauchheim	576 (1500)		█	█	█	Dorf
Bopfingen	300 (500)		█	█		Dorf
Unterschneidheim	2		█			?
Kirchheim	518 (700)		<--	█	█	Dorf
Zöbingen			<--	█	-->	?
Kösingen	83			█	█	Weiler
Oberkochen	94			█	█	Weiler?
Pfahlheim	70			<--	█	Weiler?
Böbingen				█	█	?
Aalen	11			█	█	nur 2 Höfe?
Bopf. Kappel	11			█	█	Einzelhof
Hüttlingen	76				█	Weiler?

Weitere Orte mit Reihengräbern: Trochtelfingen, Pflaumloch (Luftbild) Essingen, Unterkochen, Zipplingen (?), Röttingen (?), Röhlingen, Dorfmerkingen, Zimmern (?), Dirgenheim, Ohmenheim (?), Aalen Flur Bol.

Die Zahl in Klammern gibt die geschätzte ursprüngl. Größe des Friedhofs an.

Die Spalte „Siedlung“ basiert weitgehend auf Schätzungen.

ser, der sog. Sax, Schild und Lanze sowie Pfeil und Bogen. In der Frühzeit findet sich noch die Streitaxt, die sog. Franziska, während der Sax erst etwa im 6. Jahrhundert eine weite Verbreitung erlebt.

Schon in der Zusammensetzung der Waffen ergeben sich also chronologische Besonderheiten, das wichtigste Datierungsinstrument sind jedoch die „Leibriemen“ der Alamannen. Durch die ganze Reihengräberzeit läßt sich eine starke Veränderung der Gürtelmode feststellen, die um 400 n. Chr. mit dem spätrömischen Militärgürtel beginnt und noch vor 500 durch alamannische Fabrikate abgelöst wird. In der Folgezeit werden die Gürtel immer

prächtiger und aufwendiger ausgestattet. Seit dem frühen 6. Jahrhundert gehört dazu eine Gürteltasche, ab etwa 600 kommen noch weitere Zierbeschläge dazu, besonders die Gürtelschnallen und Gegenbeschläge werden jetzt größer. Diese Entwicklung führt zur sog. vierteiligen Gürtelgarnitur mit zahlreichen, herabhängenden Riemen, die mit metallenen Riemenzungen eingefast sind. Besonders von diesen vierteiligen Gürtelgarnituren gibt es prächtige Exemplare mit silbertauschierten Riemenzungen, die in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts anscheinend groß in Mode waren. Kurioserweise endet diese Entwicklung wieder beim relativ einfachen Gürtel der

Spätzeit um 700, bei dem nur noch die Schnalle verziert war. Ein weiteres Grabzubehör des vornehmen Alamannen sind Gegenstände, die ihn als Reiter ausweisen, wie z. B. Sporen oder in einigen Adelsgräbern das Zaumzeug. Nur auf den Adel beschränkt ist vermutlich die Beigabe des Reitpferdes in einem separaten Grab. Dabei wurden die Pferde im 7. Jahrhundert regelrecht enthauptet und der Kopf wahrscheinlich auf eine Stange über dem Grab gesteckt.

Die geschilderten Grabausstattungen bilden den Idealfall, der im einzelnen vom Reichtum des Verstorbenen abhängig war. Und gerade hier zeigen sich starke soziale Schichtungen. Rainer Christlein hat aufgrund der großen Materialbasis – allein in Baden-Württemberg sind über 10 000 Bestattungen erforscht – verschiedene Qualitätsgruppen herausgearbeitet, die auch für die Einordnung der Gräber im Ostalbkreis besonders wichtig sind.

Demnach war der größte Teil (über 60 %) der alamannischen Bevölkerung bettelarm, ihre Gräber gehören zur Qualitätsgruppe A, die ärmlich ausgestattet bis ganz beigabenlos sind. Eine „mittelmäßige Standardausstattung“ der Gruppe B mit Fibeln und Schwertern konnten sich gerade 33 % der Bevölkerung leisten, die als Personen mit durchschnittlichem Wohlstand bezeichnet werden. Darüber steht die mit ca. 3–5 % schon sehr kleine Gruppe C, zu der Freie mit überdurchschnittlichem Wohlstand gerechnet werden, die sich durch eine aufwendige Grabausstattung mit Edelmetall und der Beigabe von Pferdegeschirr und Bronzengeschirr auszeichnen. Hier wird man wohl mit überörtlich bedeutendem Adel zu rechnen haben. Nach oben abgeschlossen wird diese Rangskala durch die Qualitätsgruppe D, die durch „sonderangefertigte Gegenstände, die nicht im Handel erhältlich sind“ gekennzeichnet ist und auf den Hochadel beschränkt bleibt.

Zöbingen – Pfahlheim – Kirchheim – Lauchheim: Stationen der Alamannenforschung

Die Geschichte der Erforschung der alamannischen Reihengräberfelder beginnt bereits im Jahre 1261. Damals brach in Zöbingen der Pfleger von Hohenbaldern mit seinem Pferd in eine Erdgrube ein, deren anschließende Untersuchung einen alamannischen Baumsarg, einen sog. Totenbaum, erbrachte. Wenn auch die zeitgenössischen Schilderungen von frischen Äpfeln neben dem Skelett aus heutiger Sicht wenig glaubwürdig sind, so handelt es sich bei dem noch heute in Zöbingen aufbewahrten Totenbaum ohne Zweifel um den Rest eines alamannischen Grabes. Die Entdeckung in Zöbingen führte sehr bald schon zu einer Wallfahrt und auch die heutige Wallfahrtskirche St. Maria, die mitten im Gräberfeld erbaut wurde, verdankt ihren Bau 1718 diesem Fund. Auf einem Gemälde ist die Szenerie der Auffindung und auf dem Kuppelfresko von Anton Wintergerst die darauf folgende „Ausgrabung“ dargestellt.

Ein anderer Ort aus dem Ostalbkreis wurde ebenfalls durch seine reichen Alamannenfundstücke schon recht früh bekannt. Bereits 1876 wurde in Pfahlheim am „Rennweg“ ein Holzkammergrab entdeckt, das die gut erhaltenen Bruchstücke eines Lindenholzkästchens mit figürlichen Darstellungen enthielt. Wenige Jahre später wurde ein weiteres Gräberfeld am Mühlberg festgestellt und teilweise ausgegraben. Unter den 60–70 Bestattungen aus der Zeit zwischen ca. 600 und 660 n. Chr. befanden sich mehrere Adelsgräber der Qualitätsgruppe C, u. a. mit koptischem Bronzengeschirr ausgestattet. Besonders überraschend war der sehr hohe Anteil an Reitergräbern (von den 30 sicheren Männergräbern waren die Hälfte Reiter), der die verschiedensten Erklärungsversuche bis hin zum fränkischen Mi-

litärposten auslöste. Da der Friedhof dem Anschein nach jedoch nicht ganz ausgegraben ist, muß man sich einstweilen mit der Erklärung zufriedengeben, daß hier die Grablege eines Adelssitzes vorliegt. Überhaupt wurde aus heutiger Sicht der Pfahlheimer Friedhof viel zu früh ausgegraben.

Welche Ergebnisse eine mit modernen Methoden durchgeführte Grabung erbringen kann, zeigt deutlich das Reihengräberfeld von Kirchheim am Ries: Dort wurde 1962 beim Schulhausneubau das alamannische Ortsgräberfeld angeschnitten und durch die Baumaschinen teilweise zerstört. Dem Landesdenkmalamt gelang es noch, von den ursprünglich ca. 700 Gräbern 518 auszugraben. Die wissenschaftliche Bearbeitung ist mittlerweile abgeschlossen und publiziert. Die gewonnenen Ergebnisse lassen ahnen, was erst die Auswertung des Lauchheimer Fundmaterials an neuen Erkenntnissen erbringen wird.

In Kirchheim gelang es der Bearbeiterin, die Gräber fünf verschiedenen Belegungsschichten zwischen ca. 530 und 710 n. Chr. zuzuweisen, und für Schicht 3, die zwischen 625 und 675 datiert, wird ein deutliches Anwachsen der Bevölkerung festgestellt. Ebenfalls in der fortgeschrittenen Schicht 3 entsteht nach 650 abseits des großen Gräberfeldes ein kleiner Friedhof mit Adelsgräbern der Qualitätsgruppe C, der insgesamt 30 Gräber umfaßt, eingeschlossen die vier Pferdegräber. Aber auch im großen Gräberfeld wurden drei Adelsgräber festgestellt, so daß hier wahrscheinlich mit mehreren reichen Familien zu rechnen ist. Die archäologische Auswertung wurde hier erstmals durch anthropologische Untersuchungen ergänzt, die tiefe Einblicke in die Lebensumstände der Alamannen erlaubten: Zunächst überraschte die festgestellte Körpergröße der alten Kirchheimer, die mit durchschnittlich 1,77 m bei den adligen Männern und 1,67 m bei den vornehmen Damen durchaus heutiges

Niveau erreichte. Die „Freien“ der Qualitätsgruppe B waren mit 1,72 bzw. 1,54 m deutlich kleiner, die als „Halbfreie“ bezeichneten der Gruppe A reichten mit 1,75 m wiederum fast an den Adel heran. Die Körpergröße änderte sich auch im Lauf der Jahrhunderte, die höchsten Werte sind im 6. Jahrhundert und im frühen 8. Jahrhundert anzutreffen. Die durchschnittliche Lebenserwartung blieb allerdings deutlich hinter der heutigen zurück. Sie betrug in Kirchheim für die Gesamtbevölkerung 25 Jahre, die Männer hatten eine Lebenserwartung von 32, die Frauen von 31 Jahren. Interessant sind auch die festgestellten Erkrankungen, die unsere heutige Vorstellung von den sog. Zivilisationskrankheiten in Frage stellen: Auch die Alamannen litten schon an Wirbelsäulenerkrankungen (in Kirchheim 11,2 % der Bevölkerung) und genauso an Krebs. Selbst Karies wurde – allerdings in geringerem Maße als heute – festgestellt. Während heute der Kariesanteil mit 58,2 % bei den Frauen noch höher ist als bei den Männern mit 54,6 %, waren die Verhältnisse damals umgekehrt: Bei den Männern betrug die Kariesrate 8,8 %, bei den Frauen aber nur 4,7 % und am meisten betroffen waren die adligen Männer und die weniger begüterten Frauen.

Die geschilderten Erkrankungen sind nur einige der vielen Ergebnisse, die durch die anthropologischen Untersuchungen bereits vorliegen. Noch wichtiger werden Forschungen im Bereich der Familienähnlichkeit werden, so daß es in Zukunft vielleicht möglich sein wird, in die Bevölkerungsstrukturen noch tiefer einzudringen. Auch in dieser Beziehung ist viel von den noch laufenden Ausgrabungen im Gräberfeld „Wasserfurche“ in Lauchheim zu erwarten. Hier wird es wohl möglich sein, und das ist angesichts der anderen Gräberfelder eine einmalige Situation, ein Gräberfeld fast zu 100 % zu erfassen und auszuwerten.

Die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen in Lauchheim sind allein schon spektakulär genug, obwohl mit 576 Gräbern bislang nur ein Teil des Friedhofes, der nach den Schätzungen des Ausgräbers etwa 1500 Bestattungen umfaßt, ausgegraben ist. Ähnlich wie in Kirchheim gibt es auch hier einen Separatfriedhof für den Adel, der in Lauchheim außerordentlich reiche Beigaben erbrachte. An der Spitze steht wohl der einmalige goldene Siegelring aus dem zum großen Teil beraubten Grab 36, der eindeutig der Qualitätsgruppe D zuzurechnen ist genauso wie einige reich ausgestatteten Frauen- und Kindergräber. Die festgestellten Befunde gehen in ihrer Bedeutung weit über den Adel von Kirchheim und Pfahlheim hinaus, so daß in diesem Fall die Bezeichnung als Hochadel mehr als gerechtfertigt erscheint. Seine Anwesenheit in Lauchheim wird mit der Bedeutung der Fernstraße entlang der Alb begründet, sein Sitz kann auf einer Burg an der Stelle der heutigen Kapfenburg direkt über dem Gräberfeld vermutet werden.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis der Lauchheimer Ausgrabungen ist, daß ab dem Jahr 600 in den Bestattungen deutlich eine christliche Komponente faßbar wird, die sich nicht nur durch die vier bisher gefundenen Goldblattkreuze zu erkennen gibt. Ein Bronzekreuz, Kreuzdarstellungen auf einer Gürtelgarnitur und besonders der Siegelring mit den Buchstaben Alpha und Omega weisen ihre Träger als Christen aus. Eine Eigentümlichkeit ist, daß neben christlichen Symbolen die heidnische Bilderwelt und die Amulette weiterleben, die jeweiligen Menschen haben sich also nach beiden Seiten abgesichert.

Auch die Goldblattkreuze, von denen bis heute über 40 in Baden-Württemberg gefunden wurden, zeigen ähnliches. Diese Kreuze aus hauchdünnem Blattgold wurden eigens für die Bestattung angefertigt und lagen auf ei-

nem Tuch aufgenäht auf dem Mund der Verstorbenen. Die Verzierungen zeigen keinen einheitlichen Formenbestand, sie wurden vielmehr von dem bestimmt, was der Goldschmied gerade zur Verfügung hatte. Interessant ist auch ihre Verteilung auf die verschiedenen Qualitätsgruppen, die zeigt, daß die Kreuze wohl mehr mit der Wertschätzung gegenüber dem Verstorbenen als mit seinem sozialen Rang verbunden waren. In Neresheim stammt jedenfalls ein Kreuz aus einem Grab der Qualitätsgruppe A.

Das aufkommende Christentum und seine endgültige Durchsetzung sorgt dann auch für ein Erlöschen der alamannischen Beigabensitte. Schon zum Ende des 7. Jahrhunderts hin werden die Gräber zunehmend ärmer an Beigaben, um dann zu Beginn des 8. Jahrhunderts ganz beigabenlos zu werden. Auch die Reihengräberfelder werden jetzt aufgelassen und die Verstorbenen bei den neu entstehenden Kirchen auf dem „Kirchhof“ beigesetzt.

Die Siedlung „Mittelhofen“ in Lauchheim

Die Merowingerzeit in Süddeutschland ist zweifellos hinsichtlich der Gräber die am besten bekannte Epoche der ganzen Vor- und Frühgeschichte. Allerdings war sich die Forschung schon immer klar, daß dieses Quellenbild durch die Gräber recht einseitiger Natur ist. So erntete der Interessierte bei der Frage nach den zugehörigen Siedlungen zu den Gräberfeldern bei den Archäologen immer ein bedauerndes Schulterzucken und die resignierende Bemerkung, daß die frühmittelalterlichen Befunde unter unseren heutigen Dörfern und Städten liegen und damit für die Forschung weitestgehend verloren sind. Allenfalls die Hoffnung auf die Entdeckung der einen oder anderen mittelalterlichen Wüstung versprach noch Einblicke in die Siedlungs-

strukturen der Alamannen. Vor diesem Hintergrund kommt den Ausgrabungen vor den Toren der Stadt Lauchheim besondere Bedeutung zu.

Schon während der ersten Grabungskampagne im Gräberfeld Wasserfurche wurde der Verdacht geäußert, daß die Gräber viel zu weit vom mittelalterlichen Ortskern Lauchheims entfernt seien, um dazu noch eine Beziehung zu haben. Unmittelbar unterhalb des Gräberfeldes befand sich zudem eine Flur mit Namen „Mittelhofen“, die an einen im Mittelalter aufgelassenen Ort denken ließ und die zum Gräberfeld auch die passende Entfernung aufwies. Im Zuge der Bauarbeiten für die Umgehungsstraße wurde nun eine Untersuchung des Areals notwendig, und die Archäologen des Landesdenkmalamtes wurden tatsächlich fündig. So ist es in Lauchheim ein einmaliger Glücksfall für die Archäologie, daß nicht nur ein großes und bedeutendes Gräberfeld der Merowingerzeit fast komplett untersucht werden kann, sondern auch die zugehörige Siedlung voraussichtlich genauso komplett erforscht werden kann.

Im Weißjura-Hangschotter zeichneten sich auf einer natürlichen Terrasse über dem Schwemmbereich der Jagst deutlich die Schwellbalkengrübchen und die Pfostenlöcher der alamannischen Holzbauten ab, das ehemalige Laufniveau war allerdings bereits der Erosion zum Opfer gefallen. Die typischen Wohnstallhäuser der Alamannen waren zu Hofarealen gruppiert, die wahrscheinlich mit einem Zaun eingefast waren. Zu den Höfen gehörten noch Speicherbauten und die ebenfalls typischen Grubenhäuschen. Sie werden heute aufgrund der Funde von Webgewichten, Spinnwirteln und Nähnadeln als Webhäuschen angesprochen, die wegen der nötigen Luftfeuchtigkeit in den Erdboden eingetieft waren. Innerhalb der Hofräume wurde mehrere, sich zeitlich überlappende Holzbau-

ten festgestellt, die bis zu 26 m lang sein konnten. Dieser Befund verwundert angesichts der relativ kurzen Lebensdauer der hölzernen Ständerbauten nicht, so daß sich wohl jede Generation auf dem ererbten Hofareal ein neues Haus baute.

Nach den Vorberichten des Ausgräbers beginnt die Siedlung wohl zeitgleich mit dem Gräberfeld und reicht nach den Keramikfunden bis ins 12. Jahrhundert hinein. Unklar ist bislang ihr Verhältnis zur naheliegenden mittelalterlichen Stadt Lauchheim sowie die Namensform des Ortes mit der Endung auf -hofen, die für eine spätere Umbenennung des Ortes spricht. Hofen-Orte werden allgemein von der Siedlungsforschung als spätere Gründungen des 7. Jahrhunderts angesprochen, während solche frühen Gründungen wie die vorliegende Siedlung eher Namen mit der Endung auf -ingen oder -heim haben. So darf man auch in dieser Beziehung sehr gespannt sein auf die weiteren Ausgrabungen und die anschließende wissenschaftliche Auswertung, die uns mit Sicherheit viele neue Erkenntnisse zum Leben der Alamannen auf der Ostalb bringen wird.

Zur frühgeschichtlichen Besiedlung des Ostalbkreises

Für die Frage nach der Entstehungszeit unserer heutigen Siedlungen sind von den historischen Quellen keine Antworten zu erwarten. Die urkundliche Überlieferung, die vor allem in den letzten Jahren zu einer Fülle von Ortsjubiläen geführt hat, setzt in der Mehrzahl der Fälle erst recht zaghaft nach der ersten Jahrtausendwende ein. Seit damals werden in Güterverzeichnissen, Kaufverträgen und über die Nennung des niederen Ortsadels die meisten schon lange bestehenden Siedlungen erstmals urkundlich genannt.

Für die Zeit davor stehen nur die Ergebnisse

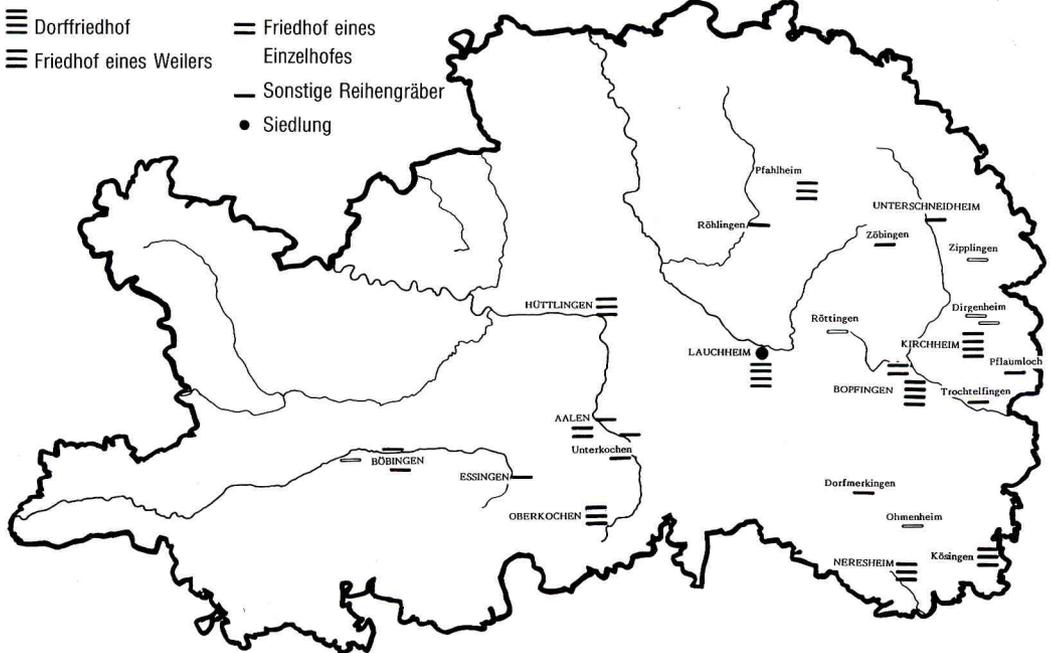
der Siedlungsforschung als wichtige Anhaltspunkte und im einzelnen die durch die Gräberfelder ermittelten Gründungsdaten zur Verfügung. Der Siedlungsforschung gelang es recht früh, anhand der charakteristischen Namensendungen die Ortschaften verschiedenen Siedlungsschichten zuzuweisen. Als älteste Gründungen im sog. Altsiedelland gelten dabei die Orte mit den Namensendungen auf -ingen und -heim, wobei die -ingen-Namen früher mit alamannischen, die -heim-Namen mit fränkischen Gründungen in Verbindung gebracht wurden. Im Namen der -ingen-Orte erkannte die Sprachwissenschaft zusätzlich oftmals noch den Namen des Ortsgründers, an den die Endung -ingen als Zusatz für seine Sippe angehängt wurde. So siedelte in Böbingen zum Beispiel die Sippe eines gewissen Bebo, der damit – folgt man der Sprachforschung – als der Gründer Böbingens anzusprechen ist. In Itzlingen hieß der Gründer demnach Utzilo, in Trochtelfingen Trohtlof, in Röhlingen Roliho, in Röttingen Roto, in Dorfmerkingen Marko und die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Für die -heim-Orte zeichnet sich dabei ein ähnlicher Trend ab. Bestätigt werden die Ergebnisse der Siedlungsforschung durch die landesweite Kartierung der Reihengräberfelder, die sich in der Verbreitung mit den Namen der ersten Siedlungsschicht der -ingen und -heim Orte decken. Um diese ältesten Orte gruppieren sich die Siedlungen des „älteren Landausbaues“ seit der Mitte des 7. Jahrhunderts mit Endungen auf -hausen, -hofen und -stetten, und in einer zweiten Ausbauphase im 8. und 9. Jahrhundert entstehen die -weiler-Orte und Ortsnamen, die von Geländebezeichnungen oder Rodungen abgeleitet wurden. Die letzte Siedlungsschicht bilden dann die Ortschaften mit der Endung auf -kirch und -zell, von denen besonders die -zell-Orte für den Ostalbkreis interessant sind. Obwohl immer wieder be-

tont wird, daß vor allem bei den -ingen und -heim-Namen Vorsicht geboten ist, da beide Namen anscheinend länger in Mode waren und im Einzelfall eine Überprüfung durch das Vorhandensein eines Ortsgräberfeldes notwendig ist, gelten die Ergebnisse der Siedlungsforschung als gesichert.

So reizt es natürlich, die genannten Siedlungsschichten für den Ostalbkreis nachzuvollziehen. Und tatsächlich liegen auch hier die meisten großen Ortschaften mit den Endungen -ingen und -heim auf ehemals römischem Siedlungsgebiet, von den Orten des älteren Ausbaues hat bisher noch kein einziger ein Reihengräberfeld erbracht, und im ehemaligen Virngrund um Ellwangen dominieren ganz eindeutig die jüngeren Ortsnamen mit Namensbestandteilen wie -berg, -bach und dem schon genannten -zell. Allerdings liegen auch auf den Höhen zwischen Rems und Kocher zahlreiche Orte mit der Namensendung -ingen wie Iggingen, Göggingen und Schechingen deutlich außerhalb des Limes, die aufgrund des Namens ein hohes Alter haben müßten.

Mehr Klarheit kann hier nur die Kartierung der Reihengräberfelder und der übrigen alamannischen Fundstellen erbringen, die aber auch einen Nachteil hat: Sie ist abhängig von den Zufällen des Forschungsstandes. Der allerdings stützt sich auf eine über 100-jährige archäologische Forschung. Zusätzlich haben so gut wie alle Gemeinden in den letzten Jahrzehnten Neubaugebiete oder Industriestandorte an den Randlagen der alten Dörfer erschlossen, so daß die Entdeckungsbedingungen für die ortsnahen Gräberfelder wenigstens zum Teil gegeben waren.

Die Verbreitungskarte der Gräberfelder spricht dann auch eine sehr deutliche Sprache: Die sicher nachgewiesenen Orte liegen alle innerhalb des Limes, außerhalb gibt es nur zwei sehr vage Nachrichten aus der Ellwanger



32 Reihengräberfelder im Ostalbkreis

Oberamtsbeschreibung mit Hinweisen auf Reihengräber in Neuler und Eggenrot.

So stellt sich die frühmittelalterliche Besiedlungsgeschichte nach dem heutigen Forschungsstand wie folgt dar: Teilweise noch im 5. und vor allem dann im 6. Jahrhundert entstehen auf dem Härtsfeld, im Härtsfeldvorland, im Kochertal und im Remstal alamannische Siedlungen als direkte Vorläufer unserer heutigen Städte und Gemeinden. Dabei zeichnen sich anhand der Gräberfelder zweierlei Siedlungsstrukturen ab: Wenige größere Dörfer in zentraler Lage (z. B. Kirchheim, Lauchheim-Mittelhofen, Bopfingen) und mehrere weilerartige Siedlungen aus drei oder mehr Gehöften (z. B. Neresheim, Kösingen, Hüttlingen). Im 7. Jahrhundert kommen dazu noch Einzelhöfe, die sich durch typische kleine Gräberfelder zu erkennen geben

(z. B. Bopfingen-Kappel, Aalen-Mauerstraße, Aalen-Bohl).

Das Gebiet außerhalb des Limes im heutigen Ostalbkreis bleibt bis zum Ende der Reihengräberzeit um das Jahr 700 scheinbar siedlungsleer, und das betrifft nicht wie seither angenommen nur den Virngrund, sondern auch die „Liasplatten über Rems und Lein“ sowie den Anteil am Schwäbischen Wald im Kreisgebiet. Erst in der karolingischen Ausbauperiode werden diese Gebiete im 8. Jahrhundert in die Besiedlung mit einbezogen, in deren Zusammenhang auch die Gründung des Klosters Ellwangen zu sehen ist. Von Ellwangen geht dann in der Folgezeit eine rege Besiedlungsaktivität aus, wie unter anderem die -zell-Orte nahelegen. Der Limes markiert mit seinem Verlauf damit eine uralte Kulturgrenze, die erst im 8. Jahrhundert überschritten wird.